WORKSHOP & VERANSTALTUNGSREIHE
15.-20.07.2018

WOHNLABOR

gemeinsam
wohnen
gestalten

gemeinsam wohnen gestalten

wohnlabor.

7

Vorwort.
Editorial.

17

Der Traum.

Laborbericht: Wie wohnst du in deinen Träumen? 18

Zu Besuch in der Terrassenhaussiedlung mit Eugen Gross. 23

«Der Wohnbau des Modell Steiermark»
Andrea Jany. 29

33

Der Mensch.

Laborbericht: Wie wohnen wir? 34

Ein Filmabend – kuratiert von Helene Romakin. 39

«Wohnbedürfnisse und Lebensentwürfe»
Manfred Omahna. 45

49

Die Gemeinschaft.

Laborbericht: Teilen und Entscheiden. 50

Ein Abend mit den Baugruppen Gleis 21 und KooWo. 57

«Gemeinschaft und Gesellschaft»
Aaron Scheer. 63

67

Der Plan.

Laborbericht: Hallo Markus! 68

Ein Abend mit Duplex Architekten und einszueins architektur. 73

«Momentaufnahmen einer Stadt»
Ein Dialog mit ifau. 79

85

Die Vision.

Laborbericht: Wir bauen eine Vision. 86

Eine Podiumsdiskussion zum Wochenabschluss. 91

«Probewohnen»
Robert Temel. 95

101

Die Vielfalt.

12 kollektive Wohnprojekte.

129

Impressum.

Vorwort

Ein Labor bezeichnet im Allgemeinen einen Ort, an dem Experimente, Kontrollen, Prüfungen und Messungen durchgeführt werden. Was kann man sich demzufolge von einem «wohnlabor» erwarten? Diese Frage hat sich dem *Haus der Architektur* gestellt, als eine frische Truppe junger Studienkolleg*innen und Freund*innen vorgeschlagen hat, im Rahmen des Architektursommers das Erdgeschoß des Palais Thinnfeld eine Woche lang zu bespielen.
Der Wohnbau hat generell und besonders in der Steiermark in den vergangenen Jahren keine sehr innovative Phase erlebt. Die Lösung von sozialen, gesellschaftspolitischen oder auch ökologischen und städtebaulichen Fragen ist in den Hintergrund gerückt, und die Thematik wird oftmals auf eine rein ökonomische Betrachtungsweise reduziert.
Es ist daher nicht verwunderlich, dass positive Beispiele aus der Vergangenheit, wie etwa die Wohnbauexperimente des *Modells Steiermark* oder die Terrassenhaussiedlung, eine erhöhte Aufmerksamkeit erfahren und beforscht werden.
Die Initiator*innen des wohnlabors richten allerdings den Blick nach vorne und reagieren auf diese inhaltlichen Defizite, indem sie grundlegende Fragen stellen und sich in einem gemeinschaftlichen Prozess Wissen aneignen und dieses auch teilen.
Die Intensität der sommerlichen wohnlabor-Woche hat dann wohl alle Beteiligten überrascht. Basierend auf einem wohldurchdachten Konzept wurde ein dichtes Programm an Workshops, Diskussionen, Vorträgen und gruppendynamischen Prozessen absolviert. Mit ein wenig Pathos kann man wohl behaupten, dass alle Teilnehmer*innen nicht nur über das Thema Wohnen, sondern auch sehr grundsätzlich über die eigenen Persönlichkeiten und wie soziale Beziehungen funktionieren, reflektiert haben.
Besonders erfreulich ist der Umstand, dass die einzelnen Mitglieder des wohnlabors oftmals ihren Lebensmittelpunkt nicht mehr in Graz haben und sie dennoch die Zeit und Energie aufgebracht haben, gemeinsam hier vor Ort aktiv zu werden. Aus Sicht des *Haus der Architektur* wäre es auf jeden Fall sehr erfreulich, wenn Anna Jäger, Jomo Ruderer, Julia Fröhlich, Mak Pavelic, Martin Röck, Matthias Prosekar und Rebekka Hirschberg ihre Aktivitäten fortsetzen würden. Ihre positive Energie ist ansteckend und könnte dazu beitragen, dass wieder spannendere Zeiten in der regionalen Wohnbauproduktion bevorstehen.

Markus Bogensberger, *Haus der Architektur* Graz

«Wir wohnen. Wir könnten nicht leben, wenn wir nicht wohnten. Wir wären unbehaust und schutzlos. Ausgesetzt einer Welt ohne Mitte. Unsere Wohnung ist die Weltmitte. Aus ihr stoßen wir in die Welt vor, um uns auf sie wieder zurückzuziehen. Von unserer Wohnung aus fordern wir die Welt heraus, und wir fliehen vor der Welt in unsere Wohnung. Die Welt ist die Umgebung unserer Wohnung. Unsere Wohnung ist das, was die Welt befestigt. Der Verkehr zwischen Wohnung und Welt ist Leben.»

Vilém Flusser: Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen, München 1993

Editorial

Wer wir sind? Das wohnlabor! Sieben junge Architekturschaffende, die sich während des Studiums an der Technischen Universität Graz kennengelernt haben. Seit Frühling diesen Jahres sind wir ein Verein, der sich «mit den Herausforderungen und Potentialen des Themas Wohnen auseinandersetzt», wie es in unseren Statuten geschrieben steht. Zu Beginn war «wohnlabor» der Name der Themenwoche, welche wir im Rahmen des Architektursommers 2018 im *Haus der Architektur Graz (HDA)* veranstaltet haben. Auf den folgenden Seiten findet sich ein Rückblick auf das Geschehene, und darüber hinaus ein Überblick über aktuelle Wohnprojekte und Beiträge, die uns eine Idee davon vermitteln, was *gemeinsam wohnen gestalten* bedeuten kann.

Eine Idee aus der Küche: Die Idee für die wohnlabor-Woche entstand im Dezember 2017 in einer Küche in der Zürcher Bertastrasse, wo wir, Anna Jäger und Rebekka Hirschberg, in einer Wohngemeinschaft zusammenlebten. Inspiriert von den innovativen, gemeinschaftlichen Wohnbauten in Zürich, war der Wunsch entstanden, die neuen Ideen rund um das Thema Wohnen auch in Graz einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Steirische Architektursommer stand im nächsten Jahr wieder bevor. Ein Workshop mit abendlichen Veranstaltungen in diesem Rahmen, schien uns ein passendes Format für unser Vorhaben, die Diskussion rund um das gemeinsame Wohnen anzuregen. Den ersten großen Vertrauensvorschuss brachten uns die Verantwortlichen des *HDA* entgegen. Obgleich das Konzept für unseren Beitrag zum Architektursommer noch in den Kinderschuhen steckte, boten sie uns ihre Räumlichkeiten für die Woche vom 15.-20. Juli 2018 an. Motiviert von dieser positiven Rückmeldung kontaktierten wir Studienkolleg*innen, von denen wir wussten, dass das Thema auch in ihrem Interessensfeld lag. So entstand eine bunt zusammengewürfelte Gruppe, deren Zusammenarbeit in dieser Konstellation eine Premiere darstellte. Kurz darauf trat die Graz-Crew eine kleine Reise nach Zürich an, wo wir gemeinsam bekannte Wohnprojekte, wie zum Beispiel die *Kalkbreite* → **S.117**, *Kraftwerk1* und *mehr als wohnen* → **S.119** besichtigten. Spätestens jetzt hatte uns alle die Motivation gepackt. Zwischen dem Zeichensaal *AZ4* in Graz und der schon erwähnten Küche in Zürich fanden in den folgenden Monaten zahlreiche, abendliche Skype-Sessions statt. Die Küche, sowie das gemeinsame Kochen und Essen, stellen ein wiederkehrendes Thema in unserer Zusammenarbeit und unseren Recherchen dar. In Wohnprojekten sind kollektiv genutzte Räume, wie die Gemeinschaftsküche meist an den schönsten Orten im Haus platziert. Im Zuge eines intensiven Vorbereitungswochenendes in Wien im Mai 2018 finalisierten wir schließlich

den Plan für die Woche, in der das gemeinsame Kochen und Essen mit den Workshopteilnehmer*innen ebenfalls eine zentrale Rolle spielen sollte. Denn nicht ohne Grund heißt es umgangssprachlich «beim Essen kommen die Leute zusammen».

Eine bunte Woche: Die architektursommerliche wohnlabor-Woche war in zwei Teile gegliedert – den Workshop und die öffentliche Veranstaltungsreihe. Im Rahmen des Workshops war es uns wichtig, in einer konstanten Gruppe zu arbeiten, um uns in das Gedankenexperiment einer fiktiven Baugruppe hineinzuversetzen. Mit uns, dem wohnlabor-Team, waren wir 18 Menschen im Alter von 15-55 Jahren mit unterschiedlichsten Hintergründen und Geschichten. So waren unter uns zum Beispiel eine Physiotherapeutin, eine Pädagogin, zwei Schülerinnen, eine Sekretärin und ein Soziologe. Alle brachten sie die Motivation mit, sich eine Woche lang jeden Nachmittag in unserem wohnlabor-Wohnzimmer einzufinden um gemeinsam – voneinander und miteinander – die Frage zu erforschen: «Wie wollen wir in Zukunft miteinander wohnen?»

Es war uns aber auch wichtig, allen interessierten Stadtbewohner*innen einen öffentlichen Diskussionsraum rund um das Thema zu bieten. Aus diesem Grund kuratierten wir ein breites Spektrum an abendlichen Veranstaltungen – im Laufe der Woche luden wir zur kreativen Wunderübung, Dokumentar- und Kunstfilmabenden, einer Exkursion, sowie zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen mit Architekt*innen und Baugruppenmitgliedern ein. Unser Ziel war es, die Diskussion rund um neue, gemeinschaftliche Wohnformen anzuregen – wenn wir nach den Veranstaltungen an der Bar den angeregten Gesprächen lauschten,

stellten wir fest, dass uns dies gelungen war. Die Woche gestaltete sich unglaublich intensiv und ließ kaum Zeit für Verschnaufpausen. Doch obwohl unsere Energiereserven aufgebraucht schienen, verlieh uns die tolle Atmosphäre jeden Tag neuen Schwung!

Ein buntes Buch: Ursprünglich war das wohnlabor als einmaliges Projekt für den Architektursommer gedacht. Doch getragen von dem vielen positiven Feedback beschlossen wir zum Ende der Themenwoche, dass dies nicht unser letztes gemeinsames Projekt gewesen sein sollte. Wir wollten die Ereignisse und Ergebnisse der Woche in einer Publikation festhalten. So stellte das vermeintliche Ende den Anfang unseres nächsten Projekts dar. Nun, wie wird eine Woche zum Buch?
Wie zu Beginn bereits erwähnt, war uns wichtig eine Rückschau auf das Geschehene, einen Überblick aktueller Wohnprojekte, aber auch eine Idee, was *gemeinsam wohnen gestalten* ganz allgemein bedeuten kann, im Buch abzubilden. So wie die Woche, ist auch die Publikation eine Zusammenstellung verschiedener Formate, denn das Thema des gemeinsamen Wohnens kann aus unterschiedlichsten Blickpunkten erfasst werden. Die Beiträge aus den unterschiedlichen Perspektiven, beginnend mit den Wünschen und Bedürfnissen des Individuums, über Erfahrungsberichte aus konkreten Gruppenprozessen, bis hin zur gemeinsamen Vision und der Stadtplanung, werden in Kapiteln zusammengefasst. Jedes Kapitel bildet eine andere Betrachtungsebene des Themas ab – die des Traums, des Menschen, der Gemeinschaft, des Plans, der Vision und der Vielfalt.

Die Kapitel beginnen jeweils mit **Laborberichten**, welche die Erlebnisse und Erkenntnisse aus dem Workshop festhalten. Sie geben einen atmosphärischen Einblick in das gemeinsame Arbeiten mit den Workshopteilnehmer*innen.

Danach folgt jeweils eine Zusammenfassung der unterschiedlichen öffentlichen **Veranstaltungen**. Zu Beginn der Themenwoche besuchten wir mit *Werkgruppe Graz* Architekt Eugen Gross die Terrassenhaussiedlung. Nach über 40 Jahren Bestehen ist er nun auch an der Renovierung der Siedlung beteiligt, welche abermals in einem partizipativen Prozess entwickelt wird. → **S.23** Für einen Vortrag hatten wir Mitglieder von den Gemeinschaftswohnprojekten *Gleis 21* und *KooWo* im wohnlabor zu Gast, welche von ihren Wohnprojekten und ihrer internen Organisation berichteten. → **S.57** Von *Duplex Architekten* aus Zürich und *einszueins architektur* aus Wien erhielten wir Einblicke in die Entwurfsprozesse und Arbeitsweisen der beiden Architekturbüros. → **S.73** In einem von Helene Romakin kuratierten Filmabend lieferten künstlerische Arbeiten aus Berlin Einblicke in unterschiedliche Lebensräume. → **S.39** Den Abschluss der Themenwoche bildete eine Ausstellung und Podiumsdiskussion mit Gästen aus Planung und Forschung. → **S.91**

Jedes Kapitel schließt mit einem **Gastbeitrag**, der über die Rückschau der Woche hinausgeht und tiefer in die Materie eintaucht. Wohnbauforscherin Andrea Jany gibt uns einen Einblick in das *Modell Steiermark*. Im Rahmen ihrer Dissertation hat sie die damals entstandenen, partizipativen Projekte besucht und die Zufriedenheit der Bewohnerschaft von diesen mit konventionellen Wohnbauten in unmittelbarer Nachbarschaft verglichen. → **S.29** Architekt und Ethnologe Manfred Omahna, der unter anderem Architekturstudent*innen an der Technischen Universität Graz die Methode der Feldforschung näherbringt, schreibt über Wohnbiografien und unterstreicht deren Bedeutung für das Entwerfen. → **S.45** Soziologe Aaron Scheer, der das wohnlabor-Team während der Themenwoche komplettierte, reflektiert über Ferdinand Tönnies Definitionen von Gemeinschaft und Gesellschaft, um das stärker werdende Bedürfnis nach Wohnen in Gemeinschaft zu ergründen. → **S.63** Wäh-

10:00

exkursion

Terrassenhaus-siedlung

Schlüsselprojekt für Mitbestimmung im Wohnbau - früher und heute.

SO,15.07.

14:00

gedankenspiel

Wunderübung

Wenn ein Wunder geschehen würde, wie würdest du wohnen wollen? Wünsch dir was!

Wir wollen unsere Lieblingsorte, unsere Wohnträume und -ideen an den Wänden des HDA sammeln.

Sie werden uns während des Workshops als Inspiration begleiten.

19:00

filmabend

Häuser
für Menschen

Ein Film
von Reinhard Seiß

MO,16.07.

14:00

workshop

Gleichzeitig privat und gemeinschaftlich

Gemeinsam planen, bauen, wohnen – was sind Stärken, Schwächen, Möglichkeiten, Schwierigkeiten
des Miteinanders?

Wir stellen gelungene Projekte vor und diskutieren mit euch über Möglichkeiten des Teilens.

Der Grundstein unserer Projektvison wird gelegt.

19:00

vortrag

Aus der Sicht der Bauherren

Baugruppe Gleis 21 | Wien
Verein KooWo | Graz

DI,17.07.

14:00

workshop

Gerecht. Sozial. Bezahlbar.

Wie ist ein gemeinschaftliches Wohnprojekt strukturiert und finanziert, wie werden Entscheidungen getroffen?

Anhand der Beispielprojekte denken wir verschiedene Modelle zur Entscheidungsfindung durch und erproben diese in der Gruppe.

Wir arbeiten an unserer Gruppenstruktur und definieren, was wir teilen wollen.

19:00

abendessen

Gemeinsam kochen und essen!

Die Workshop-Teilnehmer kochen gemeinsam in der Heidenspass-Küche!

MI,18.07.

14:00

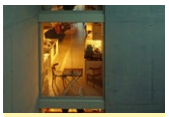
workshop

Anders wohnen! Ja, aber wie?

Eine Idee entsteht, doch wie kann diese realisiert werden?

Als Architekt, Initiator und Bewohner eines Baugruppenprojekts kann uns Markus Zilker Einblicke in den Prozess- und Planungsablauf geben.

Zusammen mit ihm denken wir den Weg von unserer gemeinsamen Wohnvision bis hin zur Realisierung durch.



19:00

vortrag

Aus der Sicht der Architekten

Duplex Architekten | Zürich
eins:eins Architektur | Wien

DO,19.07.

14:00

workshop

Ausblicke

Nachdem wir uns vier Tage intensiv mit innovativem Wohnbau befasst haben, ziehen wir ein Resümee.

Wir erstellen gemeinsam eine Charta für unsere Projektvision und bereiten die Präsentation unserer Ergebnisse vor.

Die Erkenntnisse aus dem Workshop laden zum Weiterdenken ein, denn: Wohnen ist eine Aufgabe für alle!

19:00

filmabend

Aus der Sicht der Künstler

Kurzfilm-Abend kuratiert von Helene Romakin

FR,20.07.

Wir sammeln die Inhalte der Woche und bauen die Ausstellung für den Abend auf.

18:00

abschluss

Ausstellung, Podiumsdiskussion, Fest!

Mit

Andrea Jany | Insitut für Wohnbauforschung

Johanna Treberspurg | nonconform

Robert Temel | Initiative Gemeinsam Bauen und Wohnen

Werner Nussmüller | Nussmüller.Architekten

stoß zu uns!

öffentliche Veranstaltung

wohnlabor.

WORKSHOP & VERANSTALTUNGSREIHE

15.–20. Juli 2018
Haus der Architektur

ARCHITEKTURSOMMER • GRAZ+STMK •

www.wohnlabor.at

Anmeldung unter: studio@wohnlabor.at

Die Themenwoche war in zwei Teile gegliedert, die sich im Plan farblich unterscheiden: Workshop (dunkelgelb) und öffentliche Veranstaltungsreihe (hellgelb)

rend der Themenwoche hatten wir Besuch von Architekt*innen aus Wien und Zürich – für den Gastbeitrag aus der Sicht der Planer*innen haben wir einen Blick nach Berlin geworfen und mit Christoph Schmidt von *ifau (Institut für angewandte Urbanistik)* ein Gespräch über aktuelle Wohnprojekte und Stadtentwicklung geführt. → **S.79** Robert Temel von der *Initiative Gemeinsam Bauen & Wohnen* gibt zum Abschluss einen Einblick in die aktuelle Wohnbaulandschaft in Österreich und betont die Bedeutung von Experimentierfeldern, in denen neue Wohnformen erprobt und entwickelt werden können. → **S.95**

Im letzten Teil des Buches zeigen wir ein Dutzend **Wohnprojekte**, die diese Experimentierfelder beschreiben. Die meisten dieser Projekte wurden auch im Workshop vorgestellt und für das nun vorliegende Buch nochmals überarbeitet. Sie stellen eine wichtige Inspirationsquelle in der Auseinandersetzung mit dem Thema gemeinschaftlichen Wohnens dar. Mit unserer Auswahl wollen wir aufzeigen, wie vielfältig das Spektrum dieser Wohnformen sein kann – man wohnt mitten in der Stadt oder im Grünen, zu neunt oder zu dreihundert!

Zu viele Köche gibt es nicht! Jede Gruppe, die sich für ein gemeinsames Anliegen einsetzt und organisiert, durchläuft ähnliche Prozesse. In einer fiktiven Baugruppe zu lernen, wie man eine Vision und so Prozessabläufe und den Entwurf für das gemeinsame Wohnprojekt entwickelt, stellte für unser Team die Intention für den fünftägigen Workshop dar. Im Nachhinein betrachtet, haben wir uns vor allem auch als wohnlabor in unserer eigenen Zusammenarbeit, sowie in der Vor- und Nachbereitung des Workshops mit diesen Themen auseinandergesetzt. Als von den vier Phasen des *Dragon Dreaming* erzählt wurde – dem Träumen, Planen, Machen und Feiern – dachten wir schmunzelnd an unser intensives Vorbereitungswochenende in Wien zurück, an dem wir wohl intuitiv alles richtig gemacht haben. Aber auch die Organisation der Baugruppen in Arbeitskreisen kommt uns vertraut vor, mit dem kleinen Unterschied, dass unsere Teams anstatt «Außenraumgestaltung» und «Architektur», projektbezogen zum Beispiel «Grafik» und «Website» heißen. Auch was die interne Kommunikation angeht, organisieren wir uns ähnlich und nutzen Kanäle wie *Basecamp* und *Slack*, tippen zeitgleich an unseren *GoogleDrive*-Dokumenten und halten regelmäßig Jour fixes ab, welche wir reihum protokollieren und auch moderieren. Denn ganz gleich, ob man mit anderen zusammen leben, wohnen, bauen oder forschen möchte, die Vision, Organisation, Kommunikationskultur und das Vertrauen innerhalb der Gruppe sind entscheidende Aspekte in der Entwicklung eines gemeinsamen Projekts.

Und obwohl wir sieben im Moment über Graz, München, Reykjavik und Hongkong verstreut leben, sind wir überzeugter denn je, dass wir unser gemeinsames Forschen rund um das Wohnen fortsetzen wollen. Wir möchten uns als Architekt*innen stärker mit den Lebensentwürfen und Wohnbedürfnissen der Bewohner*innen auseinandersetzen. Wir glauben daran, dass wir gemeinsam, unsere vielfältigen Stärken gebündelt, Orte schaffen können, die mehr als eine Anschrift bedeuten. Orte, die uns als Individuen entsprechen und Wohnqualitäten bieten, welche am Markt nicht zu finden sind. Orte, die sich nach unseren Bedürfnissen und nicht ausschließlich nach kommerziellen Gesichtspunkten entwickeln. Orte, die schön, sozial, ökonomisch, ökologisch, vielseitig und lebenswert sind.

Viel Spaß beim Lesen wünschen in diesem Sinne,
Anna Jäger & Rebekka Hirschberg
im Namen des wohnlabor

→ Zugang
Haus der Architektur
← Zugang Kunsthaus

ERT

RT

AU

M

N°1

Laborbericht: Wie wohnst du in deinen Träumen?

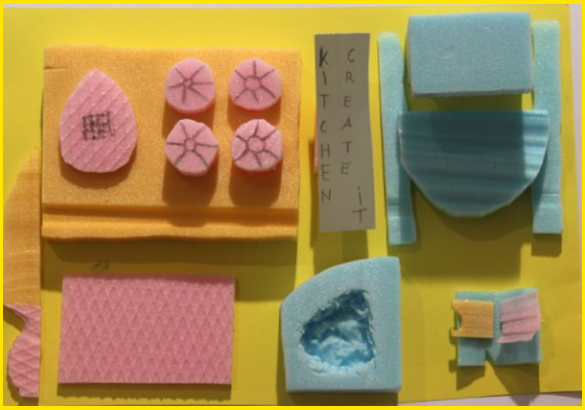
Auf den Tischen stehen Pinsel. Es türmen sich bunte Blätter, ausgeschnittene Magazinseiten, Farbstifte, Watte, Wasserfarben, Lego steine und Stoffschnipsel. An dieser kunterbunten Tafel beginnt unsere Woche im wohnlabor.
Wir sind von unserem Besuch in der Terrassenhaussiedlung zurück → **S.17**, gleich werden wir die Türen des HDA öffnen. Mit einem Pinsel malen wir die Frage des Tages an die Wand: «Wie wohnst du in deinen Träumen?» Wir nennen diesen Auftakt in die Woche «Wunderübung». Während dieses Nachmittags wollen wir uns von allen Einschränkungen befreien. Wie würden wir wohnen, wenn ein Wunder geschähe? Wenn alle unsere Träume in Erfüllung gingen?

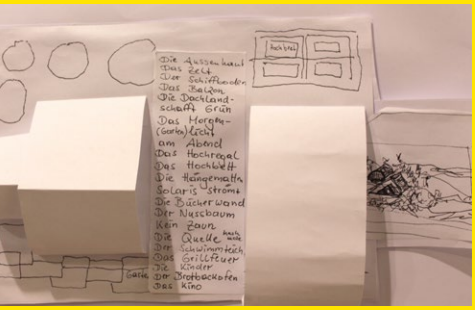
«Wir wollen uns einen Tag lang von allen Einschränkungen befreien. Wie würden wir wohnen, wenn ein Wunder geschähe? Wenn alle unsere Träume in Erfüllung gingen?»

Fremde und Freunde, Jung und Alt, nehmen an unserem Tisch Platz. Zu unserer großen Freude legen alle ohne Hemmungen los, mit ihren Wohnträumen und -ideen zu experimentieren: Es werden bunte Collagen gestaltet, wundervolle Texte geschrieben und Modelle geformt. Es gibt zu wenig Scheren, die sind besonders begehrt und wandern von einem Tischende zum anderen, im Hintergrund läuft Musik. Vor dem HDA steht ein Kartonhäuschen, das die Aufmerksamkeit der Passant*innen auf sich zieht. Immer mehr Menschen schauen zu uns herein und nehmen an der bunten Tafel Platz. Immer mehr Wohnträume füllen die Wände.

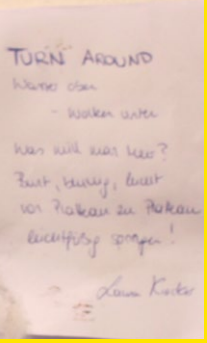
Um der größten Konkurrenzveranstaltung dieses Sonntags vorzubeugen, haben wir uns entschieden, um 17 Uhr das Finale der Fußball-WM zwischen Kroatien und Frankreich zu übertragen. (Außerdem gibt es wohl wenige Aktivitäten, die so viel Dynamik in eine Gruppe bringen wie gemeinsames Fußballschauen!) Die bunte Tafel und die Liegestühle verwandeln sich in ein kleines, eventuell unerlaubtes, Public Viewing. Feine belegte Smörrebrote bringen zusätzliche Farbe auf den Tisch und sind eine willkommene Stärkung. Die Kroatienfans sind eindeutig in der Überzahl, doch nach 90 spannenden torreichen Minuten gehen die Franzosen als Weltmeister vom Platz.

Nach dieser sportlichen Aufregung widmen wir uns wieder unseren Wohnträumen und schließen den Tag mit einem gemütlichen Filmabend und Popcorn ab. Der Film «Häuser für Menschen» von Reinhard Seiß nimmt uns mit auf eine spannende Tour durch Österreich, um die Projekte Gugl Mugl, Gartenstadt Puchenau, Wohnpark Alt-Erlaa und die Sargfabrik, sowie die Wohngeschichten der Bewohner*innen kennenzulernen.
Wir sind erschöpft und glücklich über diesen intensiven Tag und können es kaum erwarten, ab morgen richtig in den Workshop zu starten. **RH & JR**

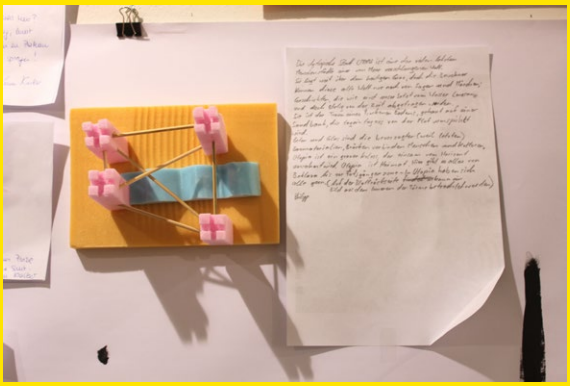




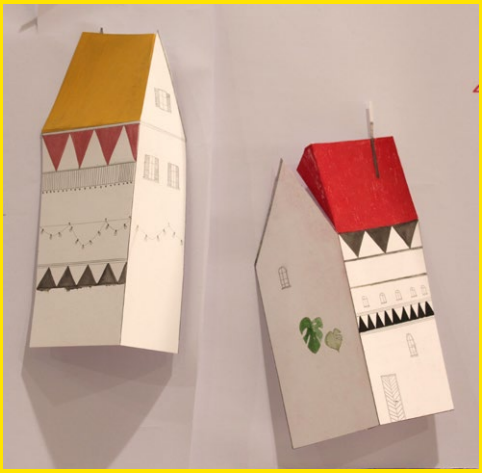
LABORBERICHT

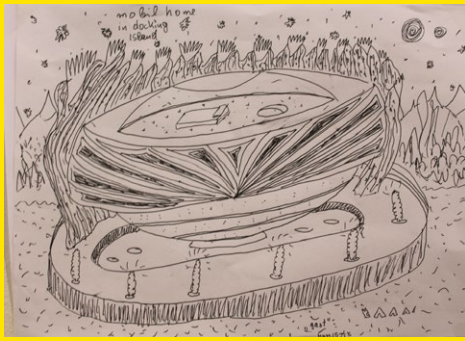

TURN AROUND
Was will man hier?
Laura Kocker

„Wohnkelch im Immergrünland"



WOHNEN IN FACETTEN...
WIR VERÄNDERN UNS STÄNDIG
LEBEN IN EINER WG
HABEN KINDER
SIND IN PENSION
ARBEITEN ZUHAUSE
EIN WOHNRAUM SOLLTE
SICH ANPASSEN KÖNNEN




mobil home
in docking
island

Lebenszyklen und Partizipation im Wohnbau

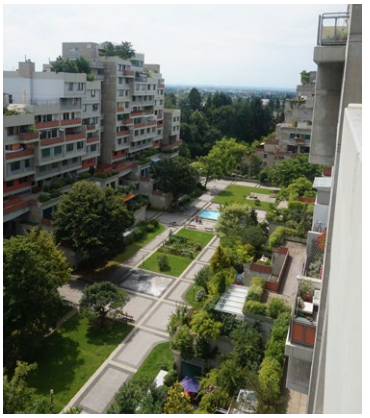
Zu Besuch in der Terrassenhaussiedlung mit Eugen Gross

Eugen Gross spricht zum Workshopauftakt über die Terrassenhaussiedlung, den Planungsprozess und ihre Bewohner*innen.

Die Kybernetik hat uns das Verständnis gebracht, dass alle lebendigen Erscheinungen durch Zyklen bestimmt sind, die Handlungsfelder mit Rückkopplung aufweisen. In der architektonischen Semiotik finden diese Erkenntnisse ihren Niederschlag, indem auch für das Bauen Lebenszyklen gelten. Diese Zyklen betreffen sowohl den Produktions- und Wahrnehmungsprozess, in den beispielsweise die Bewohner*innen im Wohnbau in Form der Partizipation einbezogen werden, als auch die bautechnische Umsetzung eines Planungsgedankens, der auf Nachhaltigkeit abzielt.

Am Beispiel der Grazer Terrassenhaussiedlung, die seit ihrem Erstbezug im Jahre 1978 einen 40-jährigen Lebenszyklus aufweist, möchte ich das aufzeigen.
Der Planungsprozess wurde zeitlich strukturiert. Auf der Grundlage der Einreichpläne erfolgte die Ausbauplanung zweistufig: Rohbauplanung, die alle konstruktiven Elemente umfasste – zur statischen Berechnung – und wohnungsbezogene Ausbauplanung, in welche die Bewohner*innen ihre Wünsche einbringen konnten. Erst diese Pläne wurden für die ausführenden Firmen freigegeben. Schließlich hatten die Interessent*innen die Möglichkeit, aus 24 Wohnungstypen auszuwählen. Diese Typen boten weitere individuelle Ausbaumöglichkeiten wie zum Beispiel Galeriewohnungen. Wenn man rückblickend den Erfolg der Großwohnsiedlung beurteilt, ist festzustellen, dass alle 528 Wohnungen unterschiedlich gestaltet sind. Die Bewohner*innen passten ihre Wohnungen und Terrassen ihren Lebensgewohnheiten an. Schon bei der Auswahl konnten wir als Architekten beobachten, dass «Morgen- und Abendtypen» andere Präferenzen in der Orientierung, einerseits Südost und andererseits Nordwest, zeigten. Die Familien mit Kindern bevorzugten Terrassenwohnungen mit Blick auf die Fußgänger- und Spielebene, während andere die hohen Lagen – bis 11 Geschoße – wegen der schönen Aussicht auf die Stadt schätzten.
Der hohe Identifikationsgrad, den die Bewohner*innen mit ihrer «Wohninsel» heute aufweisen, hat uns unbeschadet des hohen Bearbeitungsaufwandes – mit eigenem Beratungsbüro am Bauplatz – hinsichtlich der geübten Partizipation Recht gegeben.
Nach 40 Jahren hat sich 2017 eine eigene Arbeitsgruppe des *Institut für Wohnbauforschung*, vertreten durch Andrea Jany und Christina Kelz-Flitsch, gebildet, die sich in Vorausschau eines weiteren Lebenszyklus von 40 Jahren in einem Projekt «SONTE – Sondierungsstudie Terrassenhaussiedlung» der Untersuchung von Problemfeldern, die im Sinne der Nachhaltigkeit auf die Wohnanlage zukommen, gewidmet hat. Für die Umsetzung ist ein interdisziplinäres Team zusammengekommen:

Partizipation x 2 – sowohl bei der ursprünglichen Planung und Errichtung, als auch bei der Sondierung für Instandsetzungsmaßnahmen im Rahmen des SONTE-Projekts werden die Bewohner*innen der Terrassenhaussiedlung in die Entscheidungsprozesse miteingebunden. Werkgruppe-Architekt Eugen Gross ist auch 40 Jahre nach der Fertigstellung an der partizipativen Planung beteiligt.



Der weite Freiraum zwischen den Baukörpern bietet viele Möglichkeiten: Hier trifft man seine Nachbar*innen – Sitzplätze in der Sonne und im Schatten der Bäume laden zum Verweilen ein. An diesem heißen Sommertag wird auf den Wiesen- und Asphaltflächen herum getobt und in den Wasserbecken geplanscht.

Im 4. Geschoß sind alle Stiegenhäuser des jeweiligen Blocks miteinander verbunden. Mit Blick auf die Fußgängerebene im Hof wurde hier ein luftiger Raum für Begegnungen entworfen. Bewohner*innen haben sich hier zum Teil gemütliche Gemeinschaftsbereiche eingerichtet, die in diesem WM Sommer unter anderem für gemeinsame Fußballabende und Grillfeste genutzt werden.

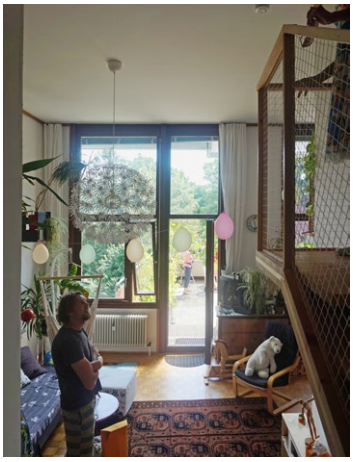
Das *Institut für Gebäude und Energie* an der TU Graz, vertreten durch Alexander Eberl, befasste sich mit der energetischen Aufrüstung der Wohnanlage, um einerseits den Energiehaushalt zu optimieren und andererseits erneuerbare Energie auf längere Sicht miteinzubeziehen. In Abstimmung mit der technologischen Entwicklung könnten Bauglieder von passiven zu aktiven Energieträgern umgewandelt werden, wobei kurz-, mittel- und langfristige Lösungen untersucht und bewertet wurden. In erster Linie werden mobilen Fassadenelemente für Modernisierungen und thermische Sanierung vorgesehen.
Als vorrangig erweist sich der Umstieg von circa 600 PKW mit Verbrennungsmotor auf E-Mobilität, was im Sinne einer entsprechenden Ausstattung der Garage mit Ladestationen von der Expertin Christina Freitag der *Energie Steiermark Mobilitäts AG* untersucht wurde.
Mit Ökologie und Biologie befassten sich die den Freiraum bearbeitenden Forscher*innen Karoline Kreimer-Hartmann und Herwig Brunner, die dem längsten Lebenszyklus der Umwelterhaltung und der Aktivierung von Flora und Fauna (Kleintieren) als Aktivierung der Freiräume für die Bewohner*innen ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Das *Stadtlabor Graz* vertreten durch Barbara Hammerl und Nana Pötsch bemühte sich, das Gemeinschaftsbewusstsein der Bewohner*innen durch Angebote von kreativen Freizeitmöglichkeiten zu stärken. In exemplarischen *LAB-s* wurde untersucht, wie bisher ungenutzte Räume sozial belebt werden könnten. Dazu boten sich offene Räume in den Kopfbauten und die nicht benötigten Schutzräume an, die als Club-, Spiel-, Werkstatt- und Musikräume den Bewohner*innen nutzbar gemacht werden könnten. Dazu zählt auch ein periodisches Café, das Freitagscafé, das auf der Fußgängerebene eingerichtet wurde.

«Der hohe Identifikationsgrad, den die Bewohner*innen mit ihrer Wohninsel aufweisen, hat uns unbeschadet des hohen Bearbeitungsaufwandes – mit eigenem Beratungsbüro am Bauplatz – hinsichtlich der geübten Partizipation Recht gegeben.»

Die ursprünglich planenden Architekten der *Werkgruppe Graz*, vertreten durch meine Person, Eugen Gross, öffneten das Planarchiv der Terrassenhaussiedlung samt Modell im Gemeinschaftsraum, um den Bearbeiter*innen das Grundlagenmaterial zur Verfügung zu stellen. Dabei wurde auch die städtebauliche Entwicklung des Raumes Graz-Südost in Zusammenarbeit mit Professor Grigor Doytchinov von der TU Graz dargestellt. Endlich wurden in Rückkopplung die erarbeiteten Vorschläge evaluiert und mit den Projektideen, die heute nach wie vor gültig sind, abgestimmt. Wesentlich war es, die Gesamterscheinung als Sichtbetonbau zu erhalten und damit als Zeitzeugen einer Aufbruchszeit ins Bewusstsein zu rücken.
Im Haus der Architektur in Graz fand dazu ein Symposium mit dem Titel «Denkmalschutz für die Zukunft von gestern? Die Wiederentdeckung von Großwohnanlagen des 20. Jahrhunderts» statt, das sich der Erhaltung des baukulturellen Erbes der Nachkriegsmoderne in der Architektur widmete

Das Projekt entstand auf Initiative der Architekten der Werkgruppe Graz: Eugen Gross, Friedrich Groß-Rannsbach, Werner Hollomey, Hermann Pichler, Walter Laggner, Peter Trummer.



Jede der 528 Wohnungen ist anders! Drei Familien laden uns heute zu sich nach Hause ein, und wir bekommen einen Einblick in die kreativ gestalteten Wohnräume: Hier hat sich eine junge Familie ein Galeriegeschoß eingebaut. Auf unterschiedlichen Ebenen wird gekocht, gespielt und gelebt. Eine Erweiterung des Wohnraums bildet im Sommer die Dachterrasse, wo gerade die Tomaten reif werden.

Die Besichtigung der Siedlung endet am Dach, wo eine Bewohnerin einen zum Besuch offenen Gemüse- und Kräutergarten angelegt hat. Für Grazer Architekturstudierende ist die Siedlung ein zeitloses Vorbild, das zeigt, wie man urban, dicht, grün, generationenübergreifend und individuell leben kann. Beeindruckt genießen wir den 360° Ausblick über die Siedlung, die Stadt und das Grazer Umland.

und die Bedeutung des Denkmalschutzes aufzeigte. Dabei wurde deutlich, dass hinsichtlich der Architektur eine internationale Abstimmung notwendig ist, die Urheberrechte von Architekt*innen klar definiert und damit beiträgt, dass die Schöpfer*innen baukultureller Leistungen auch in notwendige Erneuerungsprozesse einbezogen werden.
Schließlich hat das *Institut für Wohnbauforschung* dafür Sorge getragen, dass im Sinne der ursprünglichen Planung auch die Bewohner*innen in Erneuerungsprozesse miteinbezogen werden. Die angewandte Partizipation erfolgte mit Hilfe eines Fragebogens, der Probleme der Bewohnerschaft aufgriff und diese nach Auswertung mit den Bewohner*innen diskutierte. Dem zyklischen Gedanken folgend, wurden die aufgezeigten Lösungsansätze einem «time pattern», einem stufenförmigen Modernisierungsplan, zugeordnet, der räumlich ausgreifend die individuelle Wohnung, die nachbarschaftliche Wohngruppe und den Baukomplex erfasste.
Ziel der Studie war es, Empfehlungen auszuarbeiten, die zu einer kooperativen Umsetzung zwischen Bewohnerschaft und ihrer Vereinsvertretung, der Interessengemeinschaft Terrassenhaussiedlung, führen. Dabei sind kurz-, mittel- und langfristige Finanzierungskonzepte notwendig, die bei der Rechts- und Finanzlage von Eigentumswohnungen eine Chance auf Realisierung haben. Der erste Schritt ist somit getan, den Bestand und entsprechenden Erhalt der Großwohnanlage auf weitere 40 Jahre zu sichern. **Eugen Gross**

«Nicht mehr anonyme Wohnbauträger bestimmen, wo und wie gebaut werden soll, sondern die Menschen, die sich zusammenfinden und zu Wohngemeinschaften zusammenschließen. [...] Die besten Architekten engagieren sich im Wohnungsbau. [...] Wohnbauwettbewerbe, an denen sich die besten Köpfe beteiligen, bestimmen das Planungsgeschehen, Schubladenpläne und ihre Vervielfältigung sind verfemt.»

Zielvorstellungen Modell Steiermark – Wolfdieter Dreibholz: Aus Ideen wächst Wirklichkeit. Neue Wege im Steirischen Wohnbau, Graz 1984

Der Wohnbau des Modell Steiermark

Andrea Jany mit einer historischen Bestandsaufnahme und empirischen Sozialforschung zur Wohnzufriedenheit

Der weltweite Urbanisierungstrend und der damit einhergehende Mangel an bezahlbarem, zufriedenstellendem Wohnraum betrifft alle Industriestaaten – auch Österreichs Großstädte. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts lieferte der steirische Wohnbau im Rahmen des sogenannten *Modell Steiermark* Lösungen zu dieser Herausforderung, indem durch experimentelle, innovative Konzepte neue Maßstäbe für den Massenwohnungsbau gesetzt wurden. Diese Wohnbauprojekte zählen bis heute zu den weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannten Beispielen innovativen Wohnbaus.
Die 2017 fertiggestellte Dissertation arbeitete den Wohnbau des *Modell Steiermark* geschichtlich auf.[3] Darüber hinaus wurde mittels einer empirischen Studie der Grad der Wohnzufriedenheit der heutigen Bewohner*innen im Vergleich zum konventionellen Wohnbau nach einer durchschnittlichen Nutzungszeit von 30 Jahren erhoben.

Ursprung des Modell Steiermark: Der geförderte, soziale Wohnbau stellte die einzige Alternative zum Einfamilienhaus dar und war ein Massenwohnbau, der aus dem Druck und den Zwängen der Nachkriegsjahre entstand. Im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen entschieden die Baugenossenschaften, über «was und wie gebaut wurde»[1]. Die vorrangige Aufgabe bestand in der Realisierung von preiswertem Wohnbau in kurzer Zeit, dabei fand die Berücksichtigung individueller Wohnbedürfnisse keinen Platz. Dadurch setzte eine auch im internationalen Rahmen auftretende Kritik gegen die Monotonie des Wohnblocks und jene der Zersiedlung des Umlandes durch Einfamilienhäuser ein.[6] Im Jahr 1969 drückte der Architekt und Karikaturist Gustav Peichl dies unter seinem Pseudonym *Ironimus* in der Karikatur «Der Wohnbaubomber» aus. → S.90 Basierend auf dieser Kritik und als Gegenkonzept zu den sozialistischen Reformen der Regierung unter Kreisky, verstand sich das *Modell Steiermark* als bürgerliche Reformalternative und breitenwirksamer Thinktank. Im Bereich Wohnbau lautete die Aufgabenstellung, Wohnformen zu entwickeln, die bodensparend und finanzierbar waren.[7] Während das konventionelle Wohnbausystem aus einem festen Gefüge von Politik, Bauträger und Verwaltung bestand, integrierte das *Modell Steiermark* die zuvor übervorteilten Bewohner*innen und sah sie als vollwertige Mitglieder an. Durch die Einbindung externer Architekten und die Durchführung von Wettbewerben entstand ein neues, produktives Spannungsfeld. Gleichzeitig schloss das *Modell Steiermark* die zuvor vorhandene Lücke zwischen Planung und gebauter Realität, indem die Erfahrungen vorausgehender Projekte mittels Wohnbauforschung kontinuierlich in neue einfließen konnten. Zwei Projekte fungierten als Vorläuferprojekte, um neue Ansätze und Ideen auszuprobieren: die Eschensiedlung in Deutschlandsberg und die Terrassenhaussiedlung in

Graz-St. Peter. Darauf basierend wurde im Jahr 1978 das 10-Punkte-Programm als strategische Ausrichtung für den zukünftigen, steirischen Wohnbau formuliert:

01 Bewusstsein für das Wohnen entwickeln
02 Mehrbeteiligung und Mitbestimmung
03 Vielfalt statt Uniformität
04 Soziale Integration
05 Wohnung und Umwelt
06 Bodenpolitik
07 Vorrang für Sanierungen
08 Wohnbau- und Arbeitsplatzsicherung
09 Höhere Qualität – verbesserte Kontrolle
10 Sozialer Wohnbau – Förderung und Finanzierung

Im Zeitraum von 1980 bis 1991 konnten insgesamt 28 Wohnbauprojekte realisiert werden. Dies entspricht einem Anteil von circa 5% des insgesamt errichteten Wohnbaus in der Steiermark in dieser Zeit. Die Steiermark nahm damit eine klare Vorreiterrolle ein. Die starke nationale und internationale Anerkennung dieser Wohnbauarchitektur führten zur Untermauerung und Beschleunigung der neuen Förderschiene des verdichteten Flachbaus. Das *Modell Steiermark* konnte zeigen, dass durch den experimentellen Charakter und das Prinzip der Mitbestimmung neue Ideen und Ansätze erprobt und in den standardisierten Wohnbau übertragen werden können.

Zusammenhang von Partizipation und Wohnzufriedenheit: Die Partizipation im Wohnbau kann als Experiment verstanden werden, welches ein beträchtliches Potenzial für neue Lösungswege darstellt. Sie führt zu einer Maximierung der Wohnzufriedenheit der Bewohner*innen. Der Aspekt der sozialen Einbindung der Menschen prägt sich hierbei am stärksten aus. Durch die Möglichkeit der Mitbestimmung der zukünftigen Bewohnerschaft werden deren Bedürfnisse durch den kontinuierlichen Austausch im Planungs- und Bauprozess erhoben und berücksichtigt. Gleichzeitig ist der Wunsch nach einer Veränderung der Wohnsituation deutlich geringer. → **S.31**

Nutzung der Erkenntnisse: Die Wohnbauprojekte des *Modell Steiermark* sind Beispiele für nach wie vor gültige Lösungen des Bestrebens, Wohnen und Zusammenleben über die reine Unterbringung und Produktion von Quadratmetern hinaus zu gestalten. Die Berücksichtigung der erarbeiteten Konzepte und Erkenntnisse kann zur Triebfeder neuer Ansätze werden. Nicht alle Menschen sind bereit, das erforderliche höhere Engagement im Zuge partizipativer Projekte mitzutragen, dennoch sollte im Sinne einer gesellschaftlichen Diversität der Wohnungsmarkt auch dieses Segment abbilden. Die politische Unterstützung im Bereich des sozialen Wohnbaus ist hierfür empfehlenswert. Als baukulturelles Erbe stellen die Wohnbauprojekte des *Modell Steiermark* einen schützens- und erhaltenswerten Bestand dar. Das Bewusstsein hierfür ist innerhalb der gesamten Bevölkerung herbeizuführen. Die Worte des ehemaligen steirischen Landesrates Hermann Schaller aus dem Jahr 1989 haben aus meiner Perspektive an Aktualität nichts verloren: «Ich verhehle [...] nicht, dass ich bedrückt bin von der Monotonie im sozialen Wohnbau, vom Mangel an Phantasie. Wir haben noch ein reiches Feld von Arbeit vor uns.»[7] **Andrea Jany**

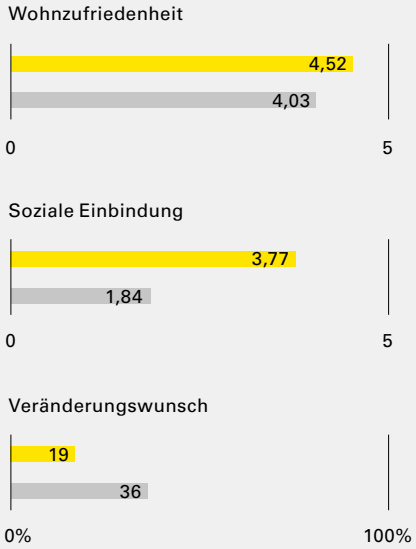
Erhebung zur Wohnzufriedenheit

ANDREA JANY

Die Erhebung zur Wohnzufriedenheit fand 2017 in sechs Grazer Wohnsiedlungen mit ingesamt 795 Haushalten statt.

Partizipativer Wohnbau
– Die Siedlung steht im urbanen Umfeld der Stadt Graz
– Die Siedlung entspricht einer Mehrparteienkonzeption
– Der Zugang zum planenden Architekten ist möglich
– Losung dreier Projekte aus dem entstandenen Katalog

Vergleichsgruppe konventioneller Wohnbau
– Die Siedlung befindet sich in Nachbarschaft zu den ausgewählten partizipativen Wohnbauten
– Sie stammt aus dem gleichen/angrenzenden Jahrzehnt
– Sie befindet sich im Eigentum der Bewohnerschaft



1 Dimitriou, Sokratis: *Geförderter Wohnbau in der Steiermark 1986-92*, in: Pia Frühwirt (Hg.), Wohnbau in der Steiermark 1986-92. Bauten und Projekte, Wien 1993, S. 20-29

2 Dreibholz, Wolfdieter: *Aus Ideen wächst Wirklichkeit. Neue Wege im Steirischen Wohnbau*, in: politicum. Architektur und Politik, Josef Krainer Haus Schriften, hg. von ÖVP Steiermark, 20. Aufl., Graz 1984, S. 33-35

3 Jany, Andrea: *Experiment Wohnbau. Die partizipative Architektur des Modell Steiermark*, Berlin/Graz 2019

4 Kohlbacher, Karl: *Modell Steiermark - Neues Wohnen*, Ergebnis des Modell Steiermark Arbeitskreises «Neues Wohnen», Graz 1978

5 Kraner, Gilbert: *Modell Steiermark* - Steiermark Bericht, Graz 1976

6 Mitscherlich, Alexander: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Frankfurt/Main 1965

7 Schaller, Hermann: *Der soziale Wohnbau in der Steiermark*, in: Christian Brünner und Gerold Ortner (Hg.), Kontrolle im sozialen Wohnbau, Graz 1987

ME

N

DE

R

SCH

N°2

Laborbericht: Wie wohnen wir?

«Wir alle wohnen völlig unterschiedlich! Vom Haus im Grünen über Wohnen aus dem Koffer bis zum House-sitting. In Wohngemeinschaften, mit Familie, mit Partner*in, alleine.»

9:00 Uhr. Der erste Workshoptag beginnt. Zum ersten Mal seit einem halben Jahr Vorbereitungszeit treffen wir uns alle an einem Ort. Gemeinsam gehen wir das Tagesprogramm durch und werfen einen Blick auf den Wochenverlauf. Anschließend bauen wir den Raum um, schlagen Nägel in die Wände, radeln in den Copyshop und richten unser wohnlabor-Wohnzimmer gemütlicher ein. Wir sind nervös. Plötzlich ein Anruf, ob man so spontan noch teilnehmen kann, wir freuen uns und laden ein zu kommen!

14:00 Uhr. Erste Laborant*innen finden zu uns. Wir laden in die gemütliche Kommunikationszone ein, die für die Woche unser Wohnzimmer wird. Wir werden mehr. Neben dem Organisationsteam sind wir eine große Runde mit Laura, Rivka, Johannes, Robert, Viktoria, Stephanie, Sarah, Sylvia, Madeleine. In dieser Runde wollen wir während der nun beginnenden wohnlabor-Workshops Konzepte für gemeinschaftliche Wohnformen kennenlernen, unsere Wohnbedürfnisse erforschen und gemeinsam eine Vision formulieren, die am Anfang jedes gemeinschaftlichen (Wohn-)Projekts steht.

Für die erste Kennenlernrunde haben fast alle ein Foto von ihrem Zuhause mitgebracht und erzählen, wie sie im Augenblick leben. Es zeigt sich schnell: wir alle wohnen völlig unterschiedlich! Die Bandbreite reicht vom großen Haus im Grünen über Wohnen aus dem Koffer bis zum Housesitting. Wir wohnen in verschiedenen Formen von Wohngemeinschaften, mit Familie, mit Partner*in oder alleine.
Martin lebt zum ersten Mal alleine und hadert: «Für eine Person kochst echt net viel, das zahlt sich fast nicht aus!» Stephanie lebt in einer reinen Zweck-WG, es fühlt sich fast so an, als würde sie alleine wohnen. «Alleine wohnen ist besser als in einer schlechten Wohngemeinschaft zu leben, aber viel schlechter als in einer guten.» Julia lebt zum ersten Mal mit ihrem Partner zusammen, in einer engen Wohnung: «Mich nervt besonders der Wäscheständer, irgendwo steht er immer...». Sylvia lebt mit ihrer Familie in einem großen Haus mit Garten im Grünen: «Meine Kinder sind durch die Nähe zur Natur und dem Wald Freigeister geworden!» Sarah lebt nach Jahren in einer 6er-WG zum ersten Mal alleine und genießt die Gestaltungsfreiheit: «Ich genieße es, nur meine Sachen um mich herum zu haben und alleine Entscheidungen für meinen Wohnraum treffen zu können. Allerdings denke ich mir schon manchmal, wenn ich Freunde besuche, dass viele WGs eine große Gemütlichkeit ausstrahlen – man hat halt weniger Ideen alleine!»

Wir starten eine SWOT-Analyse am großen Tisch. Jede und jeder bekommt Kärtchen und reflektiert die derzeitige Wohnsituation. Was mag ich an meinem Zuhause (Strengths)? Was mag ich nicht (Weaknesses)? Wo liegt Verbesserungspotential (Opportunities)? Was könnte sich in Zukunft verschlechtern (Threats)? → **S.37**
Im Anschluss sammeln wir die Begriffe und sprechen sehr persönlich über unsere Zukunftswünsche und Bedenken.

Nach einer verdienten Pause stellen wir die Wohnprojekte vor, die für uns Vorbildcharakter haben. → **S.101** Wir haben Projekte ausgewählt, in denen in unterschiedlichen Maßstäben, urban oder ländlich, älter oder gerade erst bezogen, zu neunt oder zu mehreren hundert, verschiedene Arten von Gemeinschaften gelebt werden. Der erste Workshop-Nachmittag endet mit einer offenen Gesprächsrunde über die Eindrücke zu diesen sehr unterschiedlichen Projekten.
RH & JR

Stärken

Potentiale

DER MENSCH

LABORBERICHT

Schwächen

Gefahren

Ergebnisse der SWOT-Analyse:
Die Teilnehmer*innen wurden zum Einstieg in die Workshopwoche aufgefordert, ihre eigene Wohnsituation zu analysieren.

01

Graw Böckler
«the way home», 2017
02:24 Min.
Some Waking Woman: Super-8 reels by Graw Böckler & songs by O.D. Davey

Georg Graw und Ursula Böckler bilden das Künstlerduo Graw Böckler. In ihrem Super-8 Film «the way home» erzählen sie mit einer romantisierenden Nostalgie von sentimentalen Erinnerungen an einen heißen Sommer in Argentinien, während die einfachen Wohnverhältnisse eine gewisse Lebensleichtigkeit vermitteln.

Graw Böckler leben und arbeiten in Berlin.
http://grawboeckler.de/

Caption: Graw Böckler, «the way home», 2017, Super-8 Film, 02:24 Min., Filmstill.
© Graw Böckler

wohnen=/leben
Ein Blick aus dem Inneren

Ein Filmabend – kuratiert von Helene Romakin

Die fünf ausgewählten künstlerischen Videoarbeiten waren Teil des offenen Abendprogramms. Im folgenden Text und Bildessay werden Ausschnitte daraus vorgestellt.

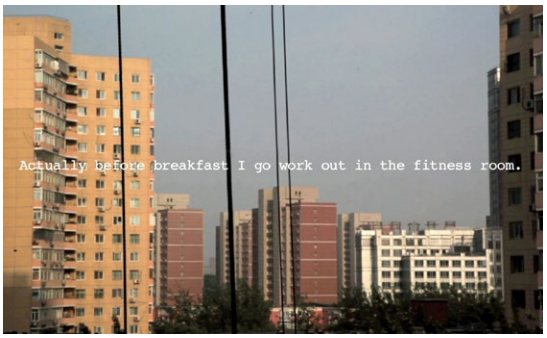
Bereits im Jahr 1936 formulierte Walter Benjamin seine mit dem bewegten Bild verbundene Hoffnung, dass das Format und die Wirkung des Films das Potenzial bergen, Neues zu entdecken. Die Idee dahinter steckt in der Kamera als Weiterführung der bloßen Sinne, sie schärft unsere Wahrnehmung und ermöglicht neue Erkenntnisse. In seinem Text «Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit» betonte Benjamin das Potenzial der zum damaligen Zeitpunkt neuen Technologien, wie Zeitlupe und Montage von Bildern: In der Neuzusammenstellung von Bildern hoffte er nicht nur die Realität, sondern auch das «Optisch-Unbewußte» zu erkennen. Also das, was man mit bloßem Auge nicht sehen kann, sollte den Betrachter*innen nicht nur eine genießende Haltung, sondern darüber hinaus einen entfremdeten und kritischen Blick ermöglichen. Das Potenzial des Mediums Film liegt darin, so Benjamin, dass die Zuschauer*innen durch eine sinnliche Erfahrung, eine neue Erkenntnis gewinnen.[1]

Inzwischen ist unser Verhältnis zu bewegten Bildern nicht ausschließlich positiv konnotiert. Doch das Konzept, dass sich durch Bilder, Klänge und Geräusche eines Films, Städte neu erschließen lassen, ist nach wie vor aktuell. Denn der künstlerische Blick kann sich die Freiheit nehmen, Erfahrungen zu dokumentieren und gleichzeitig scheinbar realitätsverfremdende Szenarien zu entwerfen. Während des wohnlabors diente die Zusammenstellung der präsentierten künstlerischen Positionen als Anregung zum Nachdenken, wie der gebaute Raum eine Bühne für Lebensentwürfe bieten sowie diese beeinflussen kann. Die ausgewählten Videoarbeiten zeigten aber auch, wie unterschiedliche Lebenssituationen den Raum prägen und diesen quasi durchbrechen können. **Helene Romakin**

1 vgl. Hauser, Susanne: Vorwort, in: N. Bredella & C. Dähne (Hg.), *Infrastrukturen des Urbanen*, Bielefeld 2013

«Hier greift die Kamera mit ihren Hilfsmitteln, ihrem Stürzen und Steigen, ihrem Unterbrechen und Isolieren, ihrem Dehnen und Raffen des Ablaufs, ihrem Vergrößern und ihrem Verkleinern ein. Vom Optisch-Unbewußten erfahren wir erst durch sie, wie von dem Triebhaft-Unbewußten durch die Psychoanalyse.»

Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt/Main 1963



02

Astrid Nippoldt
«My Day», 2012/2013,
04:33 Min.

«My Day» ist ein Teil der Videoserie mit dem Titel «The Oakwood Cycle» und dem Untertitel «Life in a Cacoon». Der im Video zu sehende Gebäudekomplex ist Teil eines luxuriöses Apartmentblocks für Ex-Pats in Beijing. Im Video erfährt man, wie der Tagesablauf in solch einem Bau geprägt von bedrückender Eintönigkeit und Eingeschlossenheit aussieht.

Astrid Nippoldt lebt und arbeitet in Berlin.
http://www.astridnippoldt.de/

Caption: Astrid Nippoldt, «My Day», 2012/13, 04:33 Min., Videostill.
© Astrid Nippoldt

03

Manuel Inacker
«Pallasseum – Unsichtbare Stadt»,
2016, 25:00 Min.

«Pallasseum – Unsichtbare Stadt» ist der erste Film des jungen Regisseurs Manuel Inacker. Der sogenannte Sozialpalast in Berlin-Schöneberg ist mit seinen 514 Wohnungen und 2000 Bewohner*innen ein typischer Betonbau der 1970er Jahre. In seinem Film versucht Inacker im Gegensatz aller Vorurteile, sich dem Gebäude sowohl räumlich als auch sozial zu nähern.

Manuel Inacker lebt und arbeitet in Berlin.

Caption: Manuel Inacker, «Pallasseum – Unsichtbare Stadt», 2016, 25:00 Min., Filmstill. © Falco Seliger

04

Clemens Krauss
«Elternhaus | Parental Home», 2010
Video8 transferred to DV
3:30 Min (loop)

Für das Video «Elternhaus» hat Clemens Krauss eine 15 Meter lange endoskopische Kamera durch das Haus in Graz, in dem der Künstler aufwuchs, Stockwerk für Stockwerk gleiten lassen. Die durch Raumdecken gebohrten Löcher führten ihn vom Kinderzimmer bis in den Keller und wieder zurück. Auf diese Weise unternimmt Krauss den Versuch, das Gebäude als einen Körper zu betrachten und mit dieser chirurgischen Maßnahme in das Innerste seiner Kindheit vorzudringen.

Clemens Krauss lebt und arbeitet in Berlin.
http://www.clemenskrauss.com/

Caption: Clemens Krauss, «Elternhaus», 2010, 03:30 Min., Videostill. © Clemens Krauss

05

Christopher Roth
«The Anti-Villa», 2015
09:30 Min.

«The Anti-Villa» zeigt den Eröffnungsabend in der Antivilla des Architekten Arno Brandlhuber. Die ehemalige Lagerhalle für Sport-BHs in Berlin-Brandenburg wird zur Ruine und gleichzeitig auch zum Fundament der hedonistischen Lebensweise der hippen Kreativgesellschaft Berlins. In seiner kritischen Überspitzung zeigt Roth einen sensiblen Zugang zu der sonst üblichen und vielleicht gewöhnlichen Nutzung abgelegener Räume.

Christopher Roth lebt und arbeitet in Berlin.
http://www.christopherroth.org/

Caption: Christopher Roth, The Anti-Villa, 2015, 09:30 Min., Videostill. © Christopher Roth

«Die Umgebung zu gestalten, ist ein grundlegendes Bedürfnis des Menschen.
Man könnte sogar behaupten, dass Menschen generell gezwungen sind, ihre Umwelt zu gestalten, um in ihr leben zu können.»

Friedrich von Borries: Weltentwerfen.
Eine politische Designtheorie,
Berlin 2016

Wohnbedürfnisse und Lebensentwürfe

Manfred Omahna sammelt persönliche Wohngeschichten als Grundlage für Entwurfsideen

Der Umstand, seine Umwelt zu entwerfen bezieht sich nicht nur allein auf Architekt*innen und Planer*innen. Sein eigenes Leben und insbesonders seine Wohn- und Lebensumgebung zu «entwerfen», ist unser aller Existenzbedürfnis. Laut Vilém Flusser ist Entwerfen das «zentrale Element der Menschwerdung»[1], wenn wir entwerfen, befreien wir uns, und das ist evolutionärer Ausdruck des Menschseins. Wir entwerfen unser Leben, während wir an einem (oder mehreren) bestimmten Ort(en) wohnen, und das bedeutet im Kontext spätmoderner (Wohn-)bedürfnisse, dass wir die Möglichkeiten des Aushandelns betrachten müssen, wenn wir etwas über Wohnbedürfnisse herausfinden wollen. Dazu eignen sich besonders Wohnbiografien, denn hier kommt zum Ausdruck, wie beispielsweise materielle Ressourcen erworben wurden, welche sozialen Bindungen und Beziehungen wie gelebt werden und welche Fähigkeiten, Interessen oder ideologische Einstellungen dabei für ein «erfülltes» Leben hilfreich sind. Dabei geht es darum, den räumlichen Dimensionen des Wohnortes und der jeweils unterschiedlichen Wohnumgebung gerecht zu werden und den Blick offenzuhalten für die raumsymbolische Grundlegung individueller und kollektiver Identifizierungsmodelle. Denn im Erzählen über das Wohnen erschließen sich sowohl Wohnmodelle als auch Lebensentwürfe, die für eine Bewältigung der Zukunft elementar sind.
Anhand einiger Auszüge aus Gesprächen mit Alleinwohnenden möchte ich zeigen, wie aus Beschreibungen bestimmter Situationen im Wohnen Rückschlüsse auf mögliche Veränderungen gezogen und Antworten auf Zukunftsfragen gefunden werden können.

Im folgenden Beispiel geht es um das Thema «Alternative Nachbarschaften». Ein hoch aktuelles Thema, aber doch nicht ganz neu, wenn man Erwin genau zuhört. Erwin ist in den 1960er und 70er Jahren in Trofaiach aufgewachsen. Als ich mit ihm über seine Wohnbiographie sprach, erzählte er über außergewöhnliche Verhältnisse, die uns etwas darüber verraten, wie Nachbarschaft auch anders funktionieren könnte:

«Der Großvater hat dort ein Wirtshaus, und wir haben dort im ersten Stock gewohnt, dort habe ich meine Kindheit verbracht. Die Familie war bei uns sehr witzig, da war ein großer Anteil von Familie im Haus. Unten haben die Großmutter und der Großvater ein Gasthaus gehabt. Im ersten Stock hat der Großvater mit der Großmutter gewohnt, wobei das aber die zweite Frau von ihm war. Und im selben Gang haben wir gewohnt und die erste Frau vom Großvater gemeinsam mit ihrem zweiten Mann. Das war wirklich außergewöhnlich. Zu Weihnachten waren wir so 20 bis 25 Leute, und das hat sich alles im Haus abgespielt. Das

war und ist wirklich eine gute Erinnerung. Mit den Jahren sind die Leute weggezogen und zum Teil auch verstorben und mittlerweile ist das Haus leer geworden. (...) Ich bin damit groß geworden, dass ich mit den Hauspatschen überall hingehen konnte. Im Parterre haben wir das Gasthaus gehabt, vorne waren die älteren Leute, sie haben Karten gespielt, hinten waren die Jungen, sie haben Gitarre gespielt, und so bin ich halt groß geworden. Ich würde nicht auf die Idee kommen, dass ich in die Innenstadt in ein Beis'l gehen könnte.»
Erinnert das nicht an die neuen Clusterwohnungen, wo Gemeinschaftsbereiche wichtiger werden als die Abgrenzungen untereinander?

Ein anderes Beispiel zeigt, wie wichtig der private Raum ist: Andrea ist mit ihren Eltern und zwei Schwestern in einem Haus auf dem Land aufgewachsen, trotzdem hat sie erst mit 17 Jahren ein eigenes Zimmer bekommen. Selbst beschreibt sie sich als Einzelgängerin. Mit der Zeit ist es für sie immer klarer geworden, dass sie einmal allein wohnen möchte. Für sie ist ihre Wohnung in der Grazer Innenstadt kein Raum für andere, sie lädt nur sehr selten Freunde ein. Und auch wir haben das Gespräch nicht in ihrer Wohnung geführt:

«Und da habe ich mir gesagt, eigentlich will ich das nicht, dass jemand zu mir nach Hause kommt. Es ist nicht so ein Problem, aber ich denke mir, dass es nicht passt, wenn sonst auch niemand zu mir nach Hause kommt. Von dem, wie ich dort wohne, ist es wirklich ein abgegrenzter Bereich, in dem ich sehr viel alleine bin und was so meines ist. Wenn bei mir beispielsweise jemand an der Tür klingelt, das ist für mich so: Oh Gott, Oh Gott! Also es klingelt auch niemand bei mir, außer er ist angemeldet. Die Wohnung ist mein Bereich, und sie ist auch ein bisschen eine Burg für mich, so kommt es mir vor, da kommt niemand hin, außer zwei oder drei Freundinnen, sonst ist da niemand.»

Ihr eigenes Wohnen beschreibt Andrea als puritanisch, sie hat keinen Tisch, keinen Fernseher – er stellt für sie eine Verschmutzung dar – keine Vorhänge, nur Pflanzen, Bücher und ein Bett.

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie der Bewohner an seiner Wohnung ständig baut, sie erweitert und ergänzt. Heinrichs Wohnstil ist geprägt von einem Sammelsurium von kleineren und größeren Maschinen, Werkzeug, Ersatzteilen, Schrauben, selbst hergestellten Musikinstrumenten und vielem mehr. Heinrich hat seine eigene Ordnung, die sich erst so richtig entwickeln konnte, als er mit 23 Jahren ein eigenes Zimmer in einem Gründerzeithaus im Grazer Bezirk Geidorf bezogen hat. Heinrichs Zimmer ist nicht nur in Bereiche «Schlafen», «Lernen» und «Schrauben» geteilt, es befindet sich auch ein Ersatzteillager in seinem Zimmer. Dieses ermöglicht es ihm, die technischen Geräte in seinem Zimmer und die ihm sehr wertvollen Motorräder, die er besitzt, immer wieder zu verändern und auf seine Person und seinen Körper abzustimmen. Dies bedeutet für Heinrich aber nicht unbedingt eine Verbesserung, sondern eher einen kontinuierlichen Prozess, einen Prozess ohne Ende, der nur zu bewältigen ist, wenn alles seinen Platz hat.
Während seiner Aufzählung, zeigt er genau auf den Platz der jeweiligen Gegenstände. Dazu muss gesagt werden, dass sich in seinem Zimmer ein Raum im Raum befindet. So etwas wie ein Hochbett mit verschiedenen Ebenen:

«Hier, das ist der Werkzeugschreibtisch, da ist wirklich allerlei Werkzeug herinnen, teilweise aus Altmetall-Containern, aber vielleicht kann man es doch noch einmal brauchen. Hier ist Kramuri, hier ist ein alter Magnet aus einer Mikrowelle, da kann man alles hinschmeißen, wo man nicht weiß, wo man es hingeben soll. Hier, eine Gewindestange und noch mehr Werkzeug,

Schrauben. Hier ist größeres Kramuri drinnen, das ich einfach aufheben möchte, das aber keine nähere Bedeutung hat, z.B. ein Fußgestell für eine Nähmaschine, diese Truhe und die Truhen dort drüben sind voll mit Teilen von Beleuchtungskörpern. Hier sind Reiseutensilien, ein Schlafsack, hier sind diverse Dinge für kleingärtnerische Arbeiten wie Blumentöpfe, hier sind noch einmal Schrauben und Lampenteile, etwas kleinere Fahrradteile, hier ist eine Schachtel mit Kabeln, Heizungselemente. Und hier sind die Motorrad-Ersatzteile, für die JAWA, für die XT. Ich baue gerade eine Heizung für die Griffe meines Motorrades.»

Die Wohnung ist hier nicht mehr der Ort für Privatheit, für Rückzug und Geborgenheit. Sie ist Schnittpunkt und Zentrallager für die Verbindung und Organisation von Mensch und Maschine. Hier wird der Anschluss des Körpers an die Maschine geplant, gebaut und getestet, damit er für Bereiche außerhalb des «Zentrallagers» funktionsfähig ist. Die Griffe werden vom Motorrad abmontiert und in die Wohnung transportiert, um den Anschluss zu konstruieren. Die einzige Bedeutung der Wohnung ist, dass in ihr das Verhältnis zur eigenen Person am intensivsten ist und sie daher der ideale Ort ist, um einen Anschluss des Körpers an die Maschine zu vollziehen. Nicht zufällig ist das Ersatzteillager für die Motorräder auf der ersten Ebene des Hochbettes platziert, die zweite Ebene bildet die Schlafebene (um nicht Schlafmaschine zu sagen). Über der Schlafebene befindet sich die Ruhe- und Entspannungsebene. Der Anschluss des Körpers an die Maschine wird also während des Ausruhens und Schlafens durch die Ersatzteile in der untersten Ebene verinnerlicht.

Für mich lesen sich solche Aussagen bereits wie Entwurfsaufgaben. Von solchen realen Erlebnissen sollten wir uns in Zukunft in der Architektur inspirieren lassen. Wenn es also reale Erlebnisse über das Verhältnis zu unserer sozialen Umgebung gibt, so sind solche Verhältnisse auch in architektonischen Entwürfen realisierbar!
Die subjektiven Erlebnisse und Verhältnisse zu Wohnumgebungen sind vielfältig, und es lohnt sich, diesen gelebten Praktiken mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Hier stecken Zukunftsperspektiven drinnen, die bereits ausprobiert und gelebt worden sind.
Unsere Gesellschaft wird zunehmend heterogener und diverser. Es gibt nicht mehr die klar abgrenzbaren Zielgruppen für das Wohnen im Neubau. Deswegen erscheint es notwendig, inhaltsreiche Informationen über unterschiedliche soziale Gruppen und Milieus hinsichtlich ihrer Wohnwünsche und -bedürfnisse zu sammeln.
In den Wohnbiographien verdeutlichen sich Anstrengungen, Bemühungen oder Annehmlichkeiten unseres Lebensentwurfes und werden gleichzeitig mit den räumlich materiellen Bedingungen in Beziehung gesetzt. Die Inhalte von Wohnbiographien als Beispiele gelebter Realitäten in die Planung miteinzubeziehen, würde dem Entwurfsprozess eine neue Dynamik verleihen. Ein breites Feld, dem man sich in der Architektur stellen sollte.
Manfred Omahna

1 Flusser, Vilém: *Vom Subjekt zum Projekt – Menschwerdung*, Frankfurt/Main 1998

GEM
EI
NS

DIE

CH

AFT

N°3

Laborbericht: Teilen und Entscheiden.

Schon früh kommen der Leitungskreis heute auf einen ersten Kaffee zusammen. Die Stimmung ist gut, die Energie des erfolgreichen Workshopbeginns trägt uns. Wir sitzen im Tribeka am Lendkai, wie bei unserem allerersten Treffen Anfang des Jahres. Damals noch eine vage Idee, heute mittendrin!

Die wohnlaborant*innen finden sich nach und nach im HDA ein, und siehe da, wir sind mehr geworden! Offenbar begeistert von den Erzählungen ihrer Freunde stoßen spontan Christina und Klara zu uns - die Mundpropaganda funktioniert.

«Gemeinsam kochen und essen wir und genießen das Gefühl einer nach und nach stärker zusammenwachsenden Gruppe.»

Wir beschäftigen uns am heutigen Tag mit Gruppendynamik, Entscheidungsmodellen und diversen Fragen rund ums Teilen.
Im Sitzkreis starten wir das Brainstorming aus einer individuellen Perspektive und sammeln eine Vielzahl an Tätigkeiten, Dingen und Funktionen, die für uns «Wohnen» ausmachen. Wertungsfrei dokumentieren wir die aufkommenden Begriffe.
Während die gesammelten Begriffe in einer Teilen-Matrix zu Papier gebracht werden, lädt Aaron, der Soziologe im Workshop-Team, in unser Wohnzimmer zur «unbequemen Stunde». Wir sprechen über Konflikte in unseren Wohnalltagen – mit Mitbewohner*innen, Partner*innen oder Familienmitgliedern – und wie wir mit ihnen umgehen.

Anschließend setzen wir uns an den großen Tisch und füllen die Teilen-Matrix aus, auf der wir angeben, wie wir zu den zuvor gesammelten Begriffen stehen: Was davon ist auch mir wichtig? Möchte ich alleine darüber verfügen, es besitzen oder will ich teilen? Und wenn ja, mit wem und unter welchen Bedingungen?
Wir sind gespannt: Wo ergeben sich Schnittmengen, gemeinsame Wünsche? Was ist nur mir ein Bedürfnis? Gehen die Bedürfnisse und Wünsche innerhalb unserer Gruppe stark auseinander? → **S.<?>**

Entscheidungen zu treffen ist alleine oft schon schwer genug, erst recht steigen die Anforderungen an den Entscheidungsprozess in einer Gruppe. Wir geben einen Einblick in die soziokratische Gruppenorganisation und das Systemische Konsensieren als Entscheidungsfindungsmodell. → **S.53**
Um das neu Gelernte zu festigen, wenden wir es gleich an und stellen uns der vielleicht wichtigsten Frage des Tages: Was wollen wir gemeinsam kochen?
So trivial die Frage auch klingen mag, eignet sie sich doch wunderbar zum Warmwerden - und auch der Gusto wird angeregt: Gemeinsam sammeln wir Menüvorschläge, erheben immer wieder das Stimmungsbild in der Gruppe und verhandeln Änderungen am Menü. Nach intensiver Diskussion finden wir unseren Konsens und teilen uns in Arbeitsgruppen auf, um das Menü zu organisieren:

Kalte Gurkensuppe
Gefüllte Zucchini in zwei Varianten
Bratkartoffeln
Griechischer Salat
Apple Crumble mit Vanilleeis

«Beim Essen kommen d'Leut zam!»
Gemeinsam kochen und essen wir und genießen das Gefühl einer nach und nach stärker zusammenwachsenden Gruppe. Wir freuen uns, dass wir neben dem Träumen, Planen und Tun nun auch das Feiern in unser Labor integrieren. **MR & JR**

DIE GEMEINSCHAFT

	Ja, unbedingt!	Ja, nach Absprache.	Nein, lieber nicht.	Ja, aber auch privat.	Mache ich nie.
Feste feiern	12	2	0	5	0
Reparieren	8	6	1	4	0
Arbeiten	3	6	1	9	0
Sporteln	4	9	0	5	1
Essen	6	6	0	7	0
Internet surfen	2	4	9	4	0
Lesen	0	5	9	5	0
Telefonieren	1	0	14	3	0
Fernsehen	5	4	0	7	3
Abwaschen Geschirr	4	6	0	9	0
Aufstehen	0	6	9	4	0
Gärtnern	11	4	0	3	1
Feiern	12	2	0	4	0
Tanzen	10	3	1	4	0
Baden	3	0	10	4	1
Pflanzen gießen	6	6	3	3	1
Beten	1	0	3	2	14
Rauchen	1	2	0	4	12
Laut sein	7	4	0	5	2
Hausarbeit erledigen	12	5	0	2	0
Trinken	9	0	2	7	1
Gestalten	6	3	0	10	0
Radio hören	1	4	3	10	1
Gemüse ernten	10	2	1	5	1
Aufräumen	8	2	0	8	0
Waschen	7	2	6	3	0
Kaffee machen	4	2	2	9	3
Zeichnen	3	1	6	5	4
Wecker stellen	0	1	14	0	2
Freunde einladen	4	4	0	10	0
Lernen	2	3	3	11	0
Spielen	10	3	0	6	0
Rasieren	1	1	14	2	1
Basteln	8	0	3	7	1
Zähne putzen	1	3	13	3	0
Haare frisieren	1	3	11	1	3
Saunieren	5	3	2	5	4
Singen	3	4	0	9	2
Schreiben	0	6	7	5	0
Musik hören	0	3	1	13	2
Bügeln	3	5	5	1	7
Ausräumen	4	2	0	9	2
Haustiere pflegen	4	6	0	4	5
Beziehungsarbeit	8	3	6	2	0
Chillen	3	2	2	12	0
Hängematte liegen	3	4	4	8	0
Sex haben	2	2	11	2	1
Schlafen	0	3	12	4	0
Verstauen	3	8	2	5	0
Emails bearbeiten	0	3	15	1	0
Wäsche waschen	5	5	6	3	0
Wäsche aufhängen	6	6	2	5	0
Musizieren	6	1	0	9	3
Reden + Kommunizieren	16	0	0	3	0
Klo gehen	1	1	15	1	0
Trampolinspringen	7	1	1	6	4
Meditieren	1	3	6	5	4
Schneeballschlacht	18	0	0	1	0
Müll trennen & raustragen	9	4	1	5	0
Boccia	11	1	0	0	6
Gymnastik	6	2	0	6	5
Laub rechen	11	3	0	2	3
Wetterfest machen	11	3	0	1	4
Frühstücken	8	2	1	9	0
Ernten	12	2	0	4	1
Frischluft atmen	1	2	3	13	0
Rasenmähen	5	6	2	3	3
Frisbeespielen	14	1	0	0	4
Kochen	6	4	0	9	0
Feuer machen	15	2	1	0	1
Grillen	19	0	0	0	0
Teich/Pool reinigen	9	3	0	0	7
Slacklinen	9	1	0	0	9
Erholen	0	3	4	12	0
Spazieren	5	3	2	10	0
Sonnenbaden	2	2	1	13	1
Schneeengel machen	10	2	0	3	3
Baumhaus bauen	17	0	0	0	2
Statement setzen	7	3	1	7	0
Nutztiere halten	9	4	0	0	5
Gartenparty machen	16	2	0	1	0
Trainieren	4	6	0	7	2
Post holen	6	1	8	4	0
Früchte essen	5	1	4	9	0
Fussballspielen	12	0	0	0	7
Schwimmen	9	2	1	6	0
Abschotten	0	1	12	3	1
Teppichklopfen	5	4	3	2	5
Streiten	10	1	1	5	2
Zelten	9	3	1	4	2

LABORBERICHT

	Ja, unbedingt!	Ja, nach Absprache.	Nein, lieber nicht.	Ja, aber auch individueller Besitz.	Brauche ich nicht.
Fahrrad	3	2	12	2	0
Couch	8	3	4	4	0
Zelt/Campingausrüstung	9	8	1	1	0
Schreibtisch	0	4	12	3	0
Esstisch	10	3	0	6	0
W-LAN	19	0	0	0	0
Kinderwagen	5	7	4	0	3
Küchengeräte	8	6	1	4	0
Putzmittel	13	3	2	1	0
Putzzeug	13	3	2	1	0
Spielzeug	9	5	1	4	0
Stühle	8	2	3	6	0
Wäscheständer	13	2	1	3	0
Mülleimer	12	1	3	2	0
Mülleimer	11	1	3	2	0
Gästebett	11	5	0	2	0
Kinderbett	6	5	2	1	4
Gitterbett	8	4	2	0	4
Teppich	7	0	7	5	0
Wäschekorb	5	2	10	2	0
Auto	9	6	2	0	3
Medikamente	3	2	10	0	3
Regal	4	6	1	8	0
Brille	1	0	12	1	5
Schaukel	16	3	0	0	0
Bettwäsche	1	1	16	1	0
Sarg / Urne	5	1	8	0	4
Lebensmittel	3	10	2	4	0
Erinnerungsstücke	0	2	17	0	0
HiFi/Musikanlage	4	9	1	5	0
Nähmaschine	11	7	0	0	1
Leiter	17	2	0	0	0
Schuhe	1	0	18	0	0
Handy	1	1	18	0	0
Matratze	2	1	15	1	0
Pinnwand	8	3	2	4	1
Taschen/Koffer	5	10	2	2	0
Staubsauger	13	6	0	0	0
Haushaltsgeräte	10	7	0	2	0
Radiator	11	4	1	0	2
Billiardtisch	15	0	0	0	4
Dartscheibe	15	0	0	1	3
Lampe	9	1	2	7	0
Werkzeug	13	3	0	3	0
Schrank	1	5	6	7	0
Geld	1	4	13	2	0
Wertgegenstände	1	3	14	1	0
Kleidung	1	2	13	4	0
Katzenbaum	6	2	0	0	11
Haustierequipment	4	4	0	1	10
Pölster	3	3	9	4	0
Schreibutensilien	3	7	6	3	0
Malsachen	9	6	2	1	1
Pflanzen	8	3	2	5	1
Geschirr	11	2	1	5	0
Musikinstrumente	5	6	4	3	2
Gartengeräte	15	2	0	1	1
Kabel+Elektrozeug	10	4	1	4	0
Kleinmaschinen	12	7	0	0	0
Uhr	8	2	6	2	1
Dokumente	1	1	16	1	0
Klumpert	5	0	7	4	2
Party-Equipment	11	6	0	1	1
Rollstuhl/Gehhilfe	7	2	3	0	7
Foto-Equipment	5	7	4	2	1
Sportgeräte	12	5	0	2	0
Gefrierschrank	11	4	0	4	0
Fernseher	11	1	1	2	4
Beamer	14	2	0	1	1

Fragen zum Thema Teilen an die Workshoprunde:
Welche Tätigkeiten kannst du dir vorstellen in der Gruppe auszuüben? Welche Gegenstände möchtest du teilen?
Wo gibt es Überschneidungen innerhalb der Gruppe?

Entscheidungen durch Systemisches Konsensieren

- erzeugen weder Sieger noch Besiegte
- erhalten die geringste Ablehnung in der Gruppe
- werden somit von der Gruppe am leichtesten getragen
- wirken daher konfliktlösend
- beziehen alle Betroffenen in den Prozess der Lösungssuche und auch in den Entscheidungsprozess mit ein
- fördern die Kreativität aller Beteiligten
- kommen dem Konsens und somit dem idealen Interessenausgleich am nächsten
- eignen sich daher als Problemlösung am ehesten

http://www.sk-prinzip.eu/

PROBLEM DEFINIEREN

VORSCHLÄGE SAMMELN

Passivlösung
Vorschlag A, B, C...

STIMMUNGSBILD ERHEBEN

Ich TRAGE die Entscheidung MIT.

Ich habe einen LEICHTEN WIDERSTAND, aber trage die Entscheidung mit.

Ich habe einen SCHWEREN WIDERSTAND.
= Konfliktpotential

DISKUSSION
Einwände äußern
besprechen /
beseitigen

AKZEPTANZ/KONSENSNÄHE

TRAGFÄHIGKEIT

Systemisches Konsensieren:
Für die Konzeption unseres gemeinsamen Abendessens, erprobten wir erfolgreich das soziokratische Entscheidungsmodell

Das soziokratisch entstandene Menü: Kalte Gurkensuppe, Gefüllte Zucchini in zwei Varianten mit Bratkartoffeln und Griechischem Salat, Apple Crumble mit Vanilleeis als Dessert

Von Förderungen, Finanzen, Soziokratie und einem gemeinsamen Zuhause

Ein Abend mit den Baugruppen Gleis 21 und KooWo

Im Stadtentwicklungsgebiet um den Wiener Hauptbahnhof und in Volkersdorf, im ländlichen Nordosten von Graz, entstehen im Moment zwei gemeinschaftliche Wohnprojekte. Patrick Herold, Gleisler von *Gleis 21 – Miteinander Weichen Stellen* → **S.125**, und Werner Schwarz, Initiator, Architekt und zukünftiger Bewohner von *KooWo – Kooperatives Wohnen* → **S.127**, stellen uns im Rahmen des wohnlabors ihre Projekte vor. Obwohl beide unsere Gäste selber auch Architekten sind, geht es heute um die Sicht der Bewohner*innen und den Prozess innerhalb der Gruppe.

Im Jahr 2015 wurde ein Wettbewerb im Konzeptverfahren um eines der Grundstücke am neu entstehenden Sonnwendviertel Ost nahe dem Wiener Hauptbahnhof ausgeschrieben, den eine kleine Kerngruppe von *Gleis 21* für sich entscheiden konnte. «Die Jury hat uns kommuniziert – ihr bekommt den 1. Preis, aber übernehmt euch nicht!», erzählt Patrick Herold. In Begleitung von *einszueins architektur* und *realitylab* hat sich die Gruppe schnell vergrößert. Zu Beginn des Prozesses wurde eine gemeinsame Vision entwickelt: «Wir bauen auf nachhaltiges Leben. Wir setzen auf soziale Begegnungen. Wir leben Solidarität nach innen und nach außen.»
Nach dem Motto «Wir bringen das Dorf in die Stadt!» haben es sich die Gleisler zum Ziel gesetzt, Qualitäten ländlicher Nachbarschaft ins städtische Quartier zu bringen. Neben 48 Erwachsenen werden auch 20 Kinder, 3 Katzen und 2 Hunde in das Haus am Helmut-Zilk-Park einziehen. Die Fertigstellung ist für Mai 2019 geplant, alle Wohnungen sind bereits vergeben, und die Warteliste ist lang.

Die KooWos haben sich ebenfalls 2015 zusammengefunden. Initiator und Architekt Werner Schwarz hatte schon länger nach möglichen Bauplätzen für ein Gemeinschaftsprojekt Ausschau gehalten. Das Grundstück in Volkersdorf hatte er zwei Jahre zuvor entdeckt, als es allerdings noch zu teuer war. Doch die Geduld hat sich ausgezahlt. Das 17 Minuten von Graz entfernte Volkersdorf wird zum Zuhause der KooWos auserkoren. Wie die Gleisler, werden auch die KooWos in der Moderation von *realitylab* begleitet, der Gruppenprozess begann auch hier mit der Visionsfindung: «Wir streben nach einem gelingenden Miteinander und einem Leben im Einklang mit der Natur durch unser Vertrauen in menschlichen Vielklang.»
Das Projekt wurde in fünf weiteren gemeinsamen Workshops entwickelt, bei denen jeweils ein Hauptthema auf der Agenda stand → **S.60**. Werner Schwarz betont: «Für mich steht der Prozess im Vordergrund. Es geht darum die Intelligenz der Gruppe zu nutzen und daraus Architektur entstehen zu lassen.»

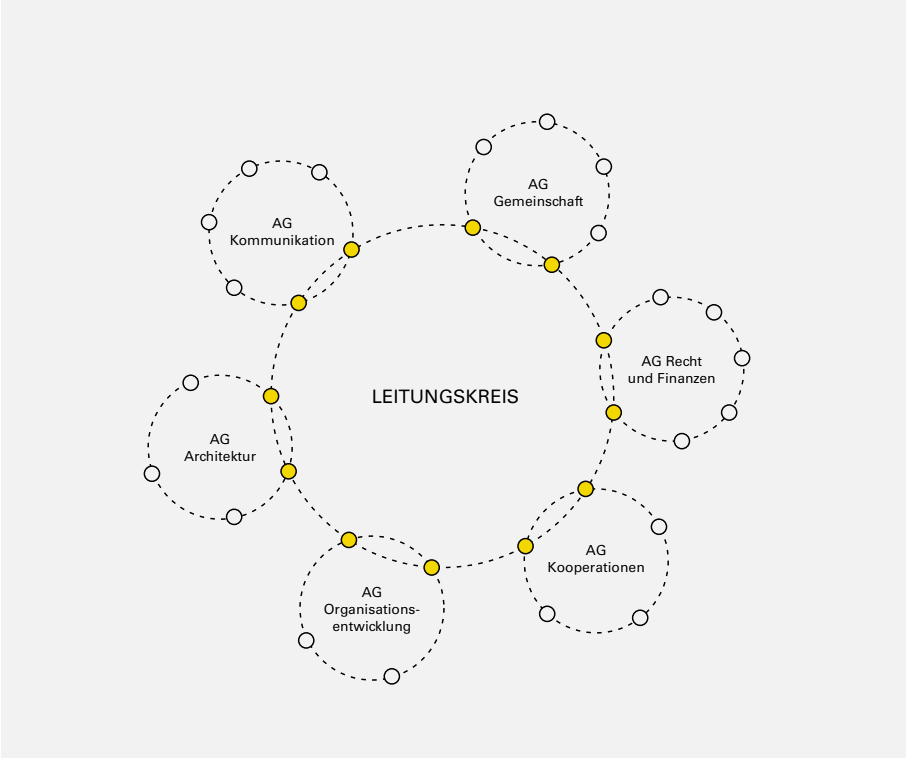
Beide Gruppen wählen die Soziokratie als Organisationsform, das Systemische Konsensieren bildet den Kern für die gemeinsame Entscheidungsfindung. Es gibt drei Handzeichen, mit denen Vorschläge bewertet werden: Hand aufs Herz bedeutet, dass die Entscheidung voll mitgetragen wird, bei einer erhobenen Hand wird die Entscheidung mit leichtem Widerstand getragen. Wenn ein Mitglied beide Hände hebt, signalisiert das einen schweren Widerstand, der geäußert und diskutiert wird. Die Abfrage wird wiederholt, bis es keine schwerwiegenden Widerstände mehr gibt. Auf diese Weise werden alle in ihren Wünschen und Bedenken gehört, anders bei einer klassischen Ja-Nein-Abstimmung, die meist eine unzufriedene Minderheit hinterlässt. → **S.53**
«Man lernt mit der Zeit von der Ego-Ebene runterzukommen und mehr in Gemeinschaft zu denken. Es ist ein Modell, um als Gesellschaft zu lernen. Darin steckt ein Samenkorn.», sagt Werner Schwarz.

Beide Gruppen organisieren sich in Arbeitskreisen und einem übergeordneten Leitungskreis – «jeder vertraut den anderen Arbeitskreisen». Bei *Gleis 21* hat man sich darauf geeinigt, dass alle Erwachsenen 10-15 Stunden Einsatz pro Monat leisten. Natürlich arbeiten manche mehr und manche weniger, die Einstellung der Gruppe hierzu lautet – «wer mehr macht, kann auch mehr mitentscheiden». Zwischen Wettbewerbsgewinn und Juli 2018 lagen 14.253 Arbeitsstunden, die die Gleisler ihrem neuen Zuhause gewidmet haben, Patrick Herold meint schmunzelnd: «Die Dunkelziffer ist wahrscheinlich noch viel höher.»

«Man lernt mit der Zeit von der Ego-Ebene runterzukommen und mehr in Gemeinschaft zu denken.»

Beide Projekte sind als Vereine konzipiert, deren Mitglieder die zukünftigen Bewohner*innen sind. In beiden Projekten gibt es kein Wohnungseigentum für einzelne Personen. Sollte jemand den Verein verlassen wollen, so werden die bezahlten Tilgungen und Einlagen rückerstattet, jedoch auch eine Abnutzung abgezogen. Eine eventuelle Grundwertsteigerung wird nicht erstattet, wodurch Spekulation verhindert wird. Bei *Gleis 21* bleibt die Bauträgerin *Schwarzatal* bis zur Fertigstellung Eigentümerin, dann wird der Verein das Gebäude erwerben. Bei den KooWos wird schnell klar, dass ihr Wohnprojekt mit der neu gegründeten Genossenschaft *WoGen* errichtet werden soll. Die *WoGen* ist die erste und einzige Bauträgerin in Österreich, die ausschließlich Wohnprojekte mit und für Menschen verwirklicht, die in Gemeinschaft leben wollen. Die *WoGen* ist Eigentümerin des Grundstückes sowie der Gebäude, der Verein *KooWo* mietet sich darin ein und kann Entscheidungen weitgehend autonom und eigenverantwortlich treffen.

Gleis 21 finanziert sich über eine Wohnbauförderung der Stadt Wien, über Eigenmittel und ein Bankdarlehen. Patrick Herold erzählt, dass die Gleisler ihr Wohnhaus als Wohnheim betreiben werden. Das hat unter anderem den Vorteil, dass die Anzahl der gesetzlich erforderlichen Parkplätze redu-



Die Organisationsstruktur von Gleis 21: Jedes Gruppenmitglied ist Teil eines Arbeitskreises mit spezieller Aufgabe. Im Leitungskreis bringen Vertreter*innen der Arbeitskreise die Aufgaben, Vorschläge und Entscheidungen zusammen.

ziert werden kann, birgt aber auch Nachteile wie zum Beispiel erhöhte Brandschutzbestimmungen. Eine weitere Herausforderung stellen die gewerblichen Flächen im Erdgeschoß dar, die verpachtet werden sollen.
Für die KooWos war es nicht möglich, eine umfassende Wohnbauförderung zu erhalten. Maßgeblich dabei war die Distanz zum nächsten Nahversorger. Die gesetzlich vorgeschriebene Entfernung zu einem Nahversorger darf 800 Meter nicht überschreiten, in Volkersdorf sind es 1600 Meter. Dass sich die KooWos ohnehin zu großen Teilen selbst versorgen wollen und damit den Verkehr reduzieren, konnte als Gegenargument nicht überzeugen. Aber Werner Schwarz meint dazu: «Dadurch, dass wir keine Wohnbauförderung bekommen, haben wir auch weniger Einschränkungen bei der Grundrissentwicklung, und für unser Energiekonzept konnten wir eine FFG-Förderung lukrieren.»
Eine große Herausforderung in Volkersdorf stellt vor allem das Mobilitätskonzept dar, das über Carsharing und einen Vertrag mit der Gemeinde entwickelt wird. Zurzeit liegen die nächsten, gut frequentierten Busstationen jeweils zwei Kilometer entfernt.

«Es gibt zwei Meilensteine für eine Baugruppe, die recht problematisch sind – das eine ist die Wohnungsvergabe, wenn zum ersten Mal der Egoist wieder rauskommt, der ganz oben wohnen will – es muss aber auch wer im 1. OG wohnen. Und das zweite ist die Liste, wenn es ums Einsparen geht – der eine will eine schöne Sauna, der andere eine super ausgestattete Werkstatt.», meint Patrick.
Im Vorfeld konnten die zukünftigen Bewohner*innen auf Fragebögen ihre Präferenzen für Wohnungen, Licht und Ausblick angeben. Die Architekten arbeiteten auf dieser Basis

SEPTEMBER 2017

Der Planungsprozess durch die Gruppe beim Projekt KooWo: In mehreren umfangreichen Workshopeinheiten arbeitete die Baugruppe mit Schwarz-Platzer Architekten

WORKSHOP 1 AM GRUNDSTÜCK

Treffen am Grundstück. Erste Eindrücke aufnehmen. Potentiale des Grundstücks sammeln.
Was bedeutet gemeinschaftliches Wohnen? Aktivitäten am Grundstück verteilen.

WORKSHOP 2 STÄDTEBAU

Vorgaben der Raumplanung erfassen: Satteldach, Zweigeschoßigkeit, Orientierung an den Geländekanten, Hochwasserschutzzonen.
Der Gruppe werden Werkzeuge zum Umgang mit der Topographie erklärt. Kleingruppenbildung. Vorschläge werden zu einem Entwurf gefasst und an das Architekturbüro übergeben.

WORKSHOP 3 GEMEINSCHAFTSRÄUME

Vorab Abfragen und Analysen zu: Co-Working, Wohnen, Arbeiten, Landwirtschaft und Gemeinschaftsräumen.
Das Verhältnis von Gemeinschaft zu Rückzug aushandeln.

WORKSHOP 4 WOHNUNGSTYPOLOGIEN

Grundrisstypologien erarbeiten:
Tiefe Baukörper aus wirtschaftlichen Gründen. Im Kern gibt es Maisonetten, am Rand Geschoßwohnungen.
Im Kern liegen Stiege und Nassräume. Am Rand gibt es flexible Räume.

WORKSHOP 5 WOHNUNGSVERGABE

Vorab drei Wohnungen aussuchen. Daraus und aus der Analyse der Lebensphasen der zukünftigen Nutzer*innen Vorschlag zur Verteilung. In einer intensiven Runde wird die Vergabe ohne Einwände gelöst.

WORKSHOP 6 ÖKOLOGIE

Präsentation des Letztstands des Entwurfs. Weiterentwickeln des Energiekonzepts. Materialien, Baubiologie und Eigenleistung näher erörtern.

DEZEMBER 2017

einige mögliche Kombinationen aus, die dann in einem Workshop mittels Systemischem Konsensieren ausdiskutiert wurden. Bei *Gleis 21* gibt es zum Beispiel für die dreiseitig belichteten Wohnungen Lageaufschläge, die in den Solidaritätsfond fließen. Werner Schwarz und Patrick Herold sind sich einig, dass die Vergabe der Wohnungen ein heikler Prozess war, bei den Gleislern kam es sogar zu einem Austritt. Bei den KooWos war es etwas leichter, da zum Zeitpunkt der Vergabe erst die Hälfte der zukünftigen Bewohner*innen in der Gruppe war und es somit noch mehr Spielraum gab.

Das Zuhause der KooWos lässt sich in drei Bereiche unterteilen: Eingang, Wohngebäude und Landwirtschaft. Der Eingang wird von einem Ensemble aus Bestandsgebäuden gebildet – ein ehemaliges Wohnhaus, der Dreikanthof und das Heizhaus – in dem sich eine Vielzahl von Gemeinschaftsräumen befindet. Die drei neu errichteten, länglichen Wohngebäude beherbergen 28 Wohneinheiten und sind entlang des Dorfplatzes angeordnet. Mit den landwirtschaftlichen Flächen werden sich die KooWos großteils mit Gemüse, Obst und Beeren selbst versorgen.

Im Erdgeschoß des Stadthauses von *Gleis 21* am Helmut-Zilk-Park gibt es öffentliche Gewerbeflächen, in denen es unter anderem ein Café sowie Multifunktionsräume geben wird. In den vier Geschoßen darüber werden die Gleisler in 34 Wohneinheiten leben. Das Dachgeschoß steht für gemeinschaftliche Nutzungen – einer Bibliothek, einer Sauna, einer Gemeinschaftsküche, einem Kinderspielraum und einem Dachgarten – zur Verfügung. «Kann schon sein, dass wir uns mit manchen Dingen übernehmen» meint Patrick Herold, «aber wir versuchen unser Bestes, um unsere Vorstellungen hier Wirklichkeit werden zu lassen.»

Im Sonnwendviertel und in Volkersdorf wird zur Zeit, Sommer 2018, gebaut. Die Zusammenarbeit der zukünftigen Bewohner*innen für Konzept, Entwurf, Organisation und Bau braucht viel persönlichen Einsatz und Vertrauen in die Gruppe. Beide betonen, wie wichtig es ist, neben dem Träumen, Planen und Tun auch dem Feiern seinen Platz einzuräumen, um die Gruppe zusammenzuschweißen. Patrick Herold und Werner Schwarz transportieren in ihren Vorträgen eine Begeisterung und Energie, die keine Zweifel aufkommen lassen: Hier entstehen zwei besondere Lebensräume. **JR & RH**

«In Gemeinschaft mit den Seinen befindet man sich, von der Geburt an, mit allem Wohl und Wehe daran gebunden. Man geht in die Gesellschaft wie in die Fremde.»

Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1887

Gemeinschaft und Gesellschaft

Aaron Scheer über Formen der Kollektivität und eine 132 Jahre alte Prognose

Im Jahr 1887 verfasste Ferdinand Tönnies, einer der ersten deutschsprachigen Soziologen, sein erstes und einflussreiches Werk «Gemeinschaft und Gesellschaft». Die Erstauflage wurde nicht breit rezipiert, doch in der Aufbruchsstimmung im Deutschland der frühen 1920er Jahre erfreute sich das Werk insbesondere bei einem jungen Publikum großer Beliebtheit.
Auf akribische Weise erarbeitet Tönnies die Distinktion zwischen den beiden betitelten soziologischen Grundbegriffen. In Absätzen und Paragraphen werden verschiedene Aspekte ausgewählt um aufzuzeigen, wo man gemeinschaftliches oder eben gesellschaftliches Leben vorfinden würde, und wie dieses im spezifischen Kontext zu verstehen ist.
Die Bedeutung der Gemeinschaft drückt sich für Tönnies in der «vollkommenen Einheit menschlicher Willen als einem ursprünglichen oder natürlichen Zustande aus, welcher trotz der empirischen Trennung und durch dieselbe hindurch, sich erhalte»[5] (§1). Gemeinschaft lässt uns untereinander verbunden fühlen. Nebst der Vereinigung zwischen Mutter und Kind ist das beste Beispiel hierfür Geschwisterliebe. Tönnies betont, dass diese nicht klassisch instinktiv sei, sondern auf einer kollektiven Erinnerung und Erfahrung basiert. Tönnies unterscheidet zwischen drei Formen der Gemeinschaft, diese sind Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft.[5] (§6). Gemeinschaft beschreibt ein Kollektiv, dem sich das Individuum zugehörig fühlen darf. Sie ist eine Form des Kollektivs im Gleichgewicht zwischen Arbeit und Genuss, wo jeder nach seinen individuellen Fähigkeiten zum Wohl eben jener Gemeinschaft beiträgt[5] (§3). Gemeinschaftliches Wohnen wäre in diesem Sinne eine Form des Wohnens, in der man seinen Nachbarn spürt und Dinge aus freiwilligen Zügen geteilt werden.

In der Gesellschaft sieht Tönnies dagegen kulturpessimistisch den Verfall jeglicher Gemeinschaft. Er versteht Gesellschaft als eine Konstruktion einer Gruppierung von Menschen, «welche wie in Gemeinschaft, auf friedliche Art nebeneinander leben und wohnen, aber nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt sind.»[5] (§19) Die Trennung der Menschen ist für Tönnies das beschreibende Element der Gesellschaft. Während in Gemeinschaft jeder zum Gemeinwohl des Kollektivs beiträgt, ist der Warenhandel in Gesellschaft durch Gegenleistung definiert. Das Kalkül des Einzelnen bestimmt, welche Waren durch den Tausch gegen Geldbeträge, welchen Wert für ihn haben. «Die Gebiete ihrer Thätigkeit und ihrer Macht sind mit Schärfe gegen einander abgegrenzt, so dass Jeder dem Anderen Berührungen und Eintritt verwehrt, als welche gleich Feindseligkeiten geachtet werden. Solche negative Haltung ist das normale und immer zu Grunde liegende Verhältnis dieser

Macht-Subjecte gegeneinander, und bezeichnet die Gesellschaft im Zustande der Ruhe.»[5] (§19) In gewisser Weise wird hier eine Auffassung eines Gesellschaftsvertrages vorgestellt, welchem immer ein sehr spezifisches Menschenbild zugrunde liegt. Bei Hobbes, Rousseau oder John Locke und anderen frühen Soziologen werden mit verschiedenen Auffassungen über den Menschen selbst, sehr unterschiedliche Gesellschaftsverträge aufgezeigt. Ob das Zusammenleben friedlicher Natur ist oder durch den Kampf geprägt, hängt davon ab, welches Menschenbild hier zugrunde liegt. Bei Tönnies ist der Kürwille des Menschens das ausschlaggebende Element, welches die Gesellschaft und ihr Zusammenleben ausmacht.
Ferdinand Tönnies unterscheidet zwischen «Wesenwillen» und «Kürwillen». Der Wille wird als eine psychologische Ebene des Individuums verstanden. Tönnies beschreibt, wie sich das Individuum in seinem Umfeld fühlt und wie es auf dieses wirkt. Der an der Gemeinschaft orientierte Wesenwille ist uns angeboren und beschreibt das intrinsische Gefühl, zu einem übergeordneten und geteilten Zweck beizutragen. Diese Form des Willens ist naheliegend, wenn man an familiäre Verhältnisse denkt. Der Kürwille hingegen wird uns in der Kindheit ansozialisiert. Er beschreibt die Motivation, nach Leistung und dem eigenen Nutzen zu handeln. Diese idealtypische Distinktion kann als Spektrum verstanden werden. Selbstverständlich trägt jeder von uns beide der vorgestellten Willen in sich, jedoch kann man durch diese verschiedenen Arten, wie man dem Kollektiv gegenübersteht, die eigene Sicht auf dieses nachvollziehen.

«sich zu sehen, aber auch nicht, sich zu hören, aber auch nicht wirklich, immer durch einen Bildschirm verbunden und gleichzeitig getrennt zu sein»

Die idealtypische Gegenüberstellung bei Tönnies, lässt sich auf verschiedene Wohnformen übertragen. Im gemeinschaftlichen Wohnen stehen das Kollektivwohl und mit das diesem verbundene Handeln und Erschaffen an oberster Stelle. Eine gemietete Wohnung im urbanen Raum hingegen, beschreibt nach Tönnies die Gesellschaft. Hier lebt der Einzelne und tauscht Geld gegen Wohnfläche. Diese soll dem Individuum allein von Nutzen sein, und wenn er die Wohnung nicht mehr brauchen kann, so beendet er die Tauschbeziehung zum Vermieter.

Das 130 Jahre alte Werk beschreibt gesellschaftliche Paradoxien, mit welchen wir uns weiterhin beschäftigen. Als eine solche Paradoxie wird hier die örtliche Verbundenheit auch als Trennung der Individuen aufgefasst. Tönnies beobachtete damals eine Entwicklung von der Gemeinschaft zur Gesellschaft: Eine Verwahrlosung des Miteinanders hin zu einem leistungsorientierten und möglichst friktionsfreien Nebeneinander.
Mit der Erfindung von Internet, Smartphones und sozialen Medien, haben sich unsere Interaktionen in virtuelle Räume verlagert: sich zu sehen, aber auch nicht; sich zu hören, aber auch nicht wirklich; immer durch einen Bildschirm verbunden und gleichzeitig getrennt zu sein. In einer urbanen

Gesellschaft der Metropole können wir heute bei jungen Menschen eine besorgniserregende Vereinsamung und Isolation beobachten.[1/3] In der «Multioptionsgesellschaft»[2] nach Peter Gross ist, wie der Titel es nahelegt, zwar Vieles möglich, sie trägt aber auch zur Verunsicherung des Individuums bei.[4] Leistungsdruck, Selbstoptimierung und berufliche und private Erfüllung sind Ziele der Generation Y, welche insgesamt immer individualisiertere Biographien hervorbringen.

130 Jahre sind vergangen seit Tönnies seine Gedanken zu Papier gebracht hat. Wo befindet sich unser Leben im Spannungsfeld zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft? Und: Was macht gemeinschaftliches Wohnen gerade heute so attraktiv?
Eine naheliegende Hypothese nach Tönnies wäre, dass der «Kürwille» in unserer kapitalistisch organisierten Gesellschaft überhandnimmt und sich Menschen mehr und mehr nach dem «Wesenwillen» sehnen. Der Wunsch nach gemeinschaftlichen Wohnkonzepten kann als einer verstanden werden, der sich in die Gegenrichtung besinnt, um das entstandene Vakuum sozialer Interaktion zu füllen. Gemeinschaftliche Wohnideale teilen die Überzeugungen, die Tönnies vor 130 Jahren als Gemeinschaft skizziert hat: Es braucht das Miteinander anstelle des Nebeneinanders. Wir wollen gemeinsam Dinge erleben und nicht anonym nebeneinander existieren. Wir wollen Gemeinschaft in den eigenen vier Wänden spüren, um uns nicht gänzlich in der Gesellschaft zu verlieren. **Aaron Scheer**

1 Campbell, Scott W., und Rich Ling: *Mobile communication: Bringing us together and tearing us apart*, Mobile Communication. New Brunswick 2017. S. 11-26

2 Gross, Peter: *Die Multioptionsgesellschaft*. Vol. 2, Rimsting 2004

3 Kim, Junghyun, Robert LaRose, und Wei Peng: *Loneliness as the cause and the effect of problematic Internet use: The relationship between Internet use and psychological well-being*, CyberPsychology & Behavior 12.4 (2009), S. 451-455

4 Schwartz, Barry: *The Paradox of Choice: Why More Is Less*, New York 2004

5 Tönnies, Ferdinand: *Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen*, Leipzig 1887, online unter: http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/toennies_gemeinschaft_1887?p=7 [Mai 2019]

DE

R

N

PLA

N°4

Laborbericht: Hallo Markus!

Es ist Halbzeit des Workshops und wir hadern. Wollen wir vielleicht doch ein bisschen zu viel? Mit welchem Ergebnis können wir die Woche – realistisch gesehen – beenden?

Zum Glück bekommen wir heute Besuch von Markus Zilker von einszueins architektur aus Wien. Beim gemeinsamen Mittagessen stellen wir uns als Organisationsteam genauer vor und berichten vom bisherigen Verlauf der Woche. Neben dem Essen werden wir auch gleich mit viel Input gefüttert: Markus beginnt sofort zu erzählen – berichtet von der Arbeitsweise bei einszueins architektur, Dragon Dreaming und verweist auf Diana Leafe Christian und ihre Lehren zur Gemeinschaftsbildung. Er berichtet von John Croft und der Notwendigkeit, dem Träumen, Planen, Tun und Feiern zu gleichen Teilen Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Die Einblicke in seine Arbeit mit Gruppen und sein inhaltliches Feedback zum Workshop sind sehr wertvoll für uns.
Heute werden auch wir ausnahmsweise einmal durch den Nachmittag geleitet, wir sind gespannt!

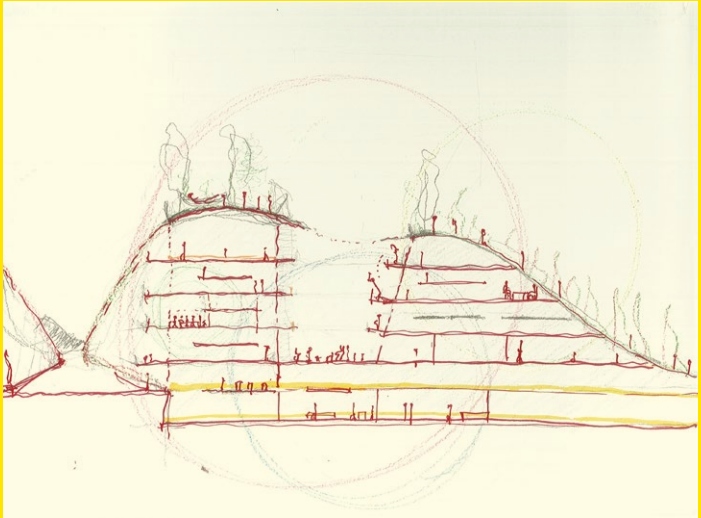
In einer gemütlichen Sitzrunde in unserem Wohnzimmer stellt sich Markus der Gruppe vor und leitet in eine erste Kennenlernrunde ein. Er erklärt die Methode des Redestabs und stellt dazu zwei Fragen in den Raum: «Wie bin ich hier? Was ist gerade lebendig?» Es ist ihm wichtig uns mitzugeben, aus dem Bauch heraus zu sprechen und ohne Wertung mit dem Herzen zuzuhören. Die Runde startet, es geht der Reihe nach im Uhrzeigersinn. Anschließend diskutieren wir den Unterschied zwischen einem Redekreis und einer herkömmlichen Diskussion mit Impulsmeldungen. Wir machen die Erfahrung, dass uns das Zuhören im Redekreis viel leichter fällt, da die Gedanken nach jedem Kommentar nicht sofort auf die Suche nach einem neuen Argument gehen, wie in einer herkömmlichen Diskussion. Es gibt kein richtig und kein falsch, kein besser und kein schlechter.

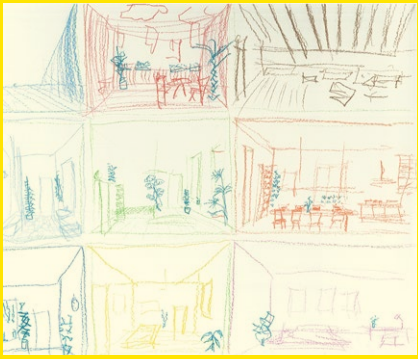
Anschließend schickt uns Markus auf eine Reise in die Zukunft: Wir schreiben den 18. Juli 2025, seit drei Jahren wohnen wir nun schon in unserem Gemeinschaftsprojekt. «Zeichne dich selbst in deinem Wohnprojekt!» Die scheinbar einfache Aufgabe wird zu einer intensiven Gedankenarbeit. Wie stelle ich mir ein gelungenes Zusammenwohnen konkret vor?

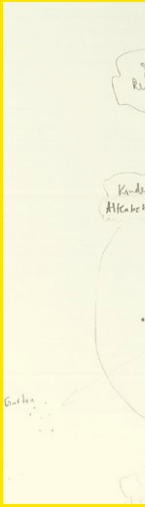
«Wir machen die Erfahrung, dass uns das Zuhören im Redekreis viel leichter fällt.»

Wir hängen alle Bilder auf und stellen in jeweils einer Minute unsere persönlichen Visionen vor. Anschließend sammeln wir Eigenschaftswörter, welche die Atmosphäre der Bilder beschreiben. Jede und jeder bekommt zwei Sterne um die jeweiligen Lieblingsbegriffe zu markieren. Durch diese Methode finden wir eine Häufung bei einigen Begriffen, sie sollen als Grundlage für den morgigen Visions-Workshop dienen.

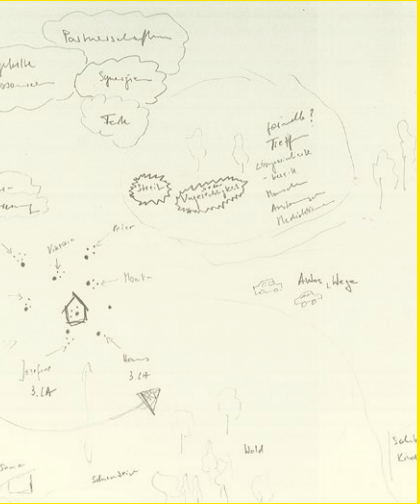
Wir finden uns zu einer Abschlussrunde im Wohnzimmer wieder. Mit den Fragen «Wie bin ich hier? Und was ist gerade lebendig?» beenden wir den Workshop-Tag mit Markus Zilker, so wie wir ihn begonnen haben. **AJ & JR**







LABORBERICHT



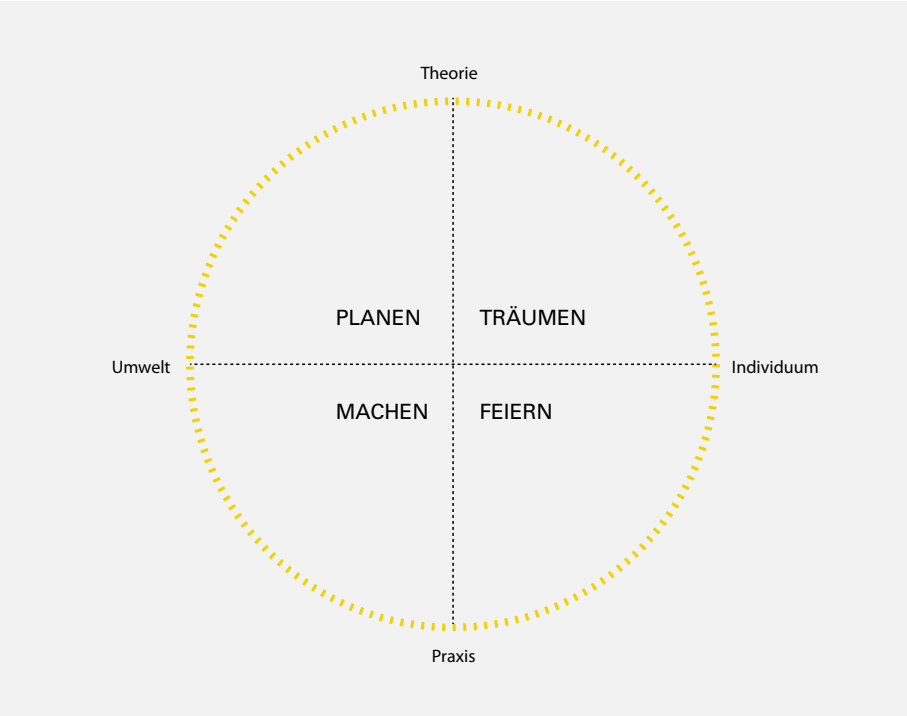
Vom Träumen, Planen, Machen und Feiern

Ein Abend mit Duplex Architekten und einszueins architektur

Wenn man sich damit befasst, wie man innovativ, gesellschaftlich relevant und architektonisch wertvoll leben kann, stößt man sehr bald auf die Projekte der Architekturbüros *Duplex Architekte*n aus Zürich und *einszueins architektur* aus Wien. Mit ihren Entwürfen haben beide Büros zeitgemäße Antworten auf die Frage «Wie wollen wir heute leben?» geliefert. Daher freute es uns sehr, Dan Schürch von *Duplex Architekten* und Markus Zilker von *einszueins architektur*, im Rahmen des wohnlabors zu Vorträgen zum Thema «Anders Wohnen? Ja, aber wie?» begrüßen zu dürfen. Die beiden starten mit dem gleichen Satz in den Abend, nämlich «dass wir Architekt*innen für Menschen bauen, und das vergessen wir manchmal.»
Zu Beginn des Abends stellt Markus Zilker die Theorie des *Dragon Dreaming* von John Croft vor, welche auf der Überlegung beruht, dass sich ein Projekt in vier Phasen gliedert – in das Träumen, Planen, Machen und Feiern – und dass für den Erfolg eines Projektes jeder Phase dieselbe Wichtigkeit beigemessen werden sollte. «Nun ist es ziemlich offensichtlich, dass wir in unserer westlichen Kultur dem Träumen und dem Feiern in Projekten viel zu wenig Zeit einräumen», schmunzelt Markus Zilker.

Träumen: Wenn Architekt*innen zu entwerfen beginnen, haben sie selten nur ein weißes, leeres Blatt vor sich. Stattdessen gibt es meist spezifische Aufgaben, die gelöst werden sollen. Beim Projekt am Bucheggplatz in Zürich von *Duplex Architekten* stellte das Baurecht eine besondere Herausforderung dar: Aufgrund des starken Verkehrs darf maximal ein Drittel der Wohnräume straßenseitig orientiert sein. Lachend meint Dan Schürch, «nun wollten wir das Problem nicht nur lösen, wir wollten daraus etwas Spannendes und Wertvolles generieren». Das ist der Moment, wo Architekt*innen zu träumen beginnen. Was passiert mit dem Stadtraum, wenn bei den neu entstehenden Blockrandbebauungen nur noch Nebenräume, wie Treppenhäuser und Badezimmer an der Straßenseite angeordnet werden? Der Straßenraum vereinsamt. Nun hat Camillo Sitte in seinem Buch «Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen» schon festgestellt, dass man als Architekt*in den Stadtraum nicht der Hygienepolizei überlassen kann. So entschieden sich *Duplex Architekten*, den wichtigsten Raum in der Wohnung – die Küche – im Gegensatz zu derzeitigen Trends vom Wohnraum zu trennen und zurück an die Straße zu bringen. Um diese Geste noch mehr zu betonen und gleichzeitig das nicht anders zu nutzende straßenseitige Raumvolumen zu füllen, wurden die Küchenräume sogar zweigeschoßig ausgeführt. Die fünf Meter hohen Küchenfenster der drei Wohngebäude am Bucheggplatz zeigen, «wir dürfen wieder leben in der Stadt!»

links: «Mit den Augen der Anderen» – ein Film von Anne Kaestle, Dan Schürch und Levente Paal – ist das lebendige Porträt zweier Häuser auf dem Hunziker Areal in Zürich, gefilmt aus der Sicht seiner Bewohner*innen.

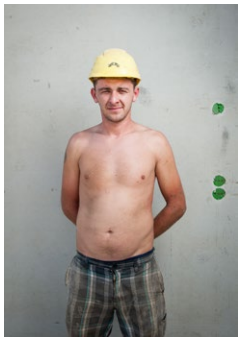


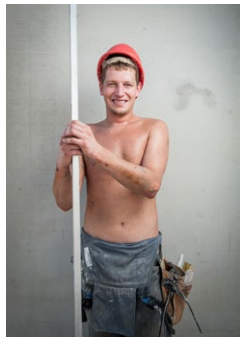
Dass ein Stadtquartier nicht nur durch überlegte, architektonische Gestaltung, sondern auch durch Partizipation in der Planung belebt werden kann, zeigen die Baugruppenprojekte von *einszueins architektur*. Markus Zilker erzählt, dass jedes Wohnprojekt mit einem Visions- und Planungsworkshop beginnt, «in dem noch kein Strich gezeichnet, sondern eine Vision geformt und festgelegt wird, worum es einem im Zusammenleben wirklich geht.» Dabei ist es wichtig, innerhalb der Gruppe eine Kommunikationskultur und Vertrauen untereinander aufzubauen. Gemeinsam wird geträumt und eine Vision entwickelt, die es dann gilt mit Leben zu füllen. Aus Erfahrung weiß Markus Zilker, dass in dieser frühen Phase die Ideen für das Projekt von den künftigen Bewohner*innen kommen. Diese Ideen müssen anschließend von den Architekt*innen in ein Gebäude, in eine Identität übersetzt werden.

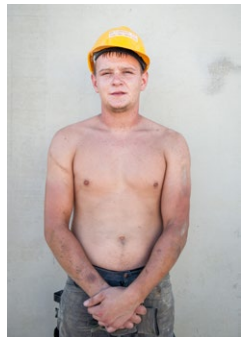
Planen: Dass der Weg bis zur Realisierung eines Projekts ein langer ist und die Planung dabei einen erheblichen Teil ausmacht, wissen wir als Architekt*innen. Um auch in dieser Phase des Projekts die Kommunikation mit der Baugruppe aufrechtzuerhalten und zu fördern, hat *einszueins architektur* ein umfassendes Glossar mit jeglichen Begriffen aus der Bauwelt für die Gruppenmitglieder erstellt. So soll sichergestellt werden, «dass alle vom selben sprechen und wissen, was zum Beispiel mit 'Einzelgewerksvergabe' gemeint ist». Das Gebäude an sich wird häufig am Modell entwickelt, erklärt Markus Zilker, «denn nicht allen fällt es so leicht wie uns Architekt*innen, Pläne zu lesen. Durch das Arbeiten mit Modellen kann die Entstehung eines Machtgefälles innerhalb der Gruppe vermieden werden.» Bei einer Baugruppe gibt es neben der architektonischen Planung aber noch weitere wesentliche Aspekte, die geplant werden müssen, wie die interne Organisationsstruktur sowie Eigentums- und Besitzverhältnisse.
Die bunt zusammengewürfelte Zürcher Genossenschaft *mehr als wohnen* wurde 2007 aus 55 Baugenossenschaften gegründet, um ein Pilotprojekt am Stadtrand von Zürich zu starten.

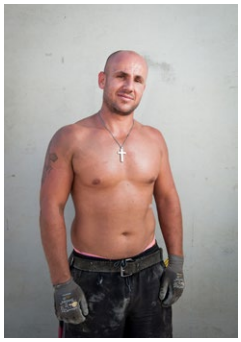
Für das Projekt «Wir kennen unsere Bauarbeiter beim Namen» holte Luiza Puiu, Fotografin und Bewohnerin des Projekts Seestern Aspern von einszueins architektur, die Bauarbeiter, die so maßgebend an der Umsetzung des Wohnprojekts beteiligt waren, vor die Kamera.

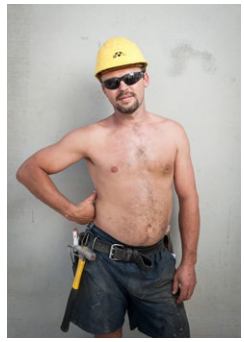
links: Die Theorie des Dragon Dreaming von John Croft beruht auf der Überlegung, dass ein erfolgreiches Projekt in vier Phasen gliedert ist – dem Träumen, Planen, Machen und Feiern.


Rafat


Tomas


Daniel


Mark


Krysztof

Filip

Im Programm zum Ideenwettbewerb für das neue Stadtquartier wurden anstatt definierter Flächen, Atmosphären in Form von Geschichten künftiger Bewohner*innen beschrieben. Die Architekt*innen waren so gefordert, Orte – wie zum Beispiel den des ersten Kusses – zu entwickeln und zu verräumlichen. *Duplex Architekten* konnten den Ideenwettbewerb zusammen mit *Futurafrosch* für sich entscheiden. «Der Entwurf für das Quartier lebt von dem Stadtraum, dem Negativraum zwischen den Gebäuden, der Abwechslung von Gasse und Platz», meint Dan Schürch. Genau diese Spannung des Stadtraums gibt es auch in den elf Clusterwohnungen, eine alternative Typologie der Wohngemeinschaft im Haus A. → **S.119** Dan Schürch erklärt die Idee: «Ein bis zwei Zimmer, eine kleine Teeküche und ein kleines Badezimmer formen zusammen einen Cluster, der mir gehört und meinen persönlichen, privaten Rückzugsraum bildet.» Wie in einer Stadt formen die Räume zwischen den Clustern die «Gassen und Plätze» der Wohnung, in denen das gemeinschaftliche Leben stattfindet. Orte, die geteilt werden, wie das Wohnzimmer mit dem grünen Balkon, das Gästezimmer oder die große gemeinsame Küche bringen den Vorteil, dass Wohnen plötzlich ganz sozial wird. Man besitzt nicht mehr, man teilt das Leben.

Machen: «In der Phase des Bauens versuchen wir Grenzen auszudehnen», sagt Markus Zilker, und damit sind oft die Kosten gemeint. Sowohl Genossenschaften als auch Baugruppen versuchen leistbaren Wohnraum zu schaffen. Einen erheblichen Teil der Finanzierung von Baugruppenprojekten in Österreich stellt die Wohnbauförderung dar, wie es auch bei *Gleis*

21 der Fall ist. Diese ist aber immer an eine Kostenobergrenze gebunden, «innerhalb dieser sich dafür zu entscheiden, das Gebäude in Holz-Hybrid-Bauweise zu errichten, grenzt an schieren Wahnsinn», lacht Markus Zilker und meint stolz, «wir haben es aber dennoch geschafft!». Die bis zu sieben Meter langen Wandelemente inklusive Fenster und Türen wurden in Kärnten vorfabriziert. Die Baustellenfotos zeigen, dass die Montage der Elemente nicht immer ganz einfach war.

«Wir haben eigentlich alles falsch gemacht, wir haben 13 statt 4 Häuser entwickelt, und die Baukörper waren zudem viel zu tief», lacht Dan Schürch über den städtebaulichen Entwurf für das Projekt *mehr als wohnen*. Aber dass nicht immer alles gut ist, wenn man versucht innerhalb der vorgegeben Normen möglichst gleiche und faire Wohnverhältnisse zu schaffen, zeigen Projekte wie die Wohnsiedlung keine fünf Minuten vom Wohnquartier am Zürcher Hunziker Areal entfernt. «Dort ist alles richtig, aber auch irgendwie tot.» Für die 13 Häuser von *mehr als wohnen* wurde ein Regelwerk erstellt, auf Grundlage dessen vier weitere Architekturbüros Entwürfe für die einzelnen Baukörper entwickelten. Die Tiefe der Häuser bot die Möglichkeit spannende Erschließungsräume zu schaffen, welche neben dem Stadtraum zwischen den Gebäuden und der gezielten Platzierung von Eingängen zu Orten der Begegnung wurden. Ein lebendiges Areal entstand, das Raum für eine aktive Nachbarschaft bietet, lokale Netzwerke fördert und die Menschen dazu anregt, Ressourcen zu teilen.

Feiern: Feste zu feiern und Wertschätzung zu fördern, haben aber mindestens dieselbe Wichtigkeit wie das Planen, Machen und Träumen. Den Raum dafür zu entwerfen, sollte doch ein Leichtes für uns Architekt*innen sein. Für das Projekt «Wir kennen unsere Bauarbeiter beim Namen» holte Luiza Puiu, Fotografin und Bewohnerin des Projekts *Seestern Aspern*, die stolzen Bauarbeiter vor die Kamera, die so maßgebend an der Umsetzung des Wohnprojekts beteiligt sind. Die Bauarbeiter wiederum waren es nicht gewohnt, dass ihnen jemand von Seiten der Bauherrschaft diese große Wertschätzung entgegen bringt. «Genau dies macht aber einen enormen Unterschied in der Wahrnehmung und der Identifikation des Projekts», so Markus Zilker.

Ein etwas anderes Fest feierten *Duplex Architekten* mit dem Projekt «Innen nah am Fenster Tag – Mit den Augen der Anderen». Nach dem Bezug von *mehr als wohnen*, schenkten sie den Bewohner*innen Filmkameras. In den darauffolgenden Wochen erhielten sie Regieanweisungen zu bestimmten (Film-)Aufgaben. Die Bewohner*innen konnten dabei selbst entscheiden, was sie aus ihrem alltäglichen Leben preisgeben möchten. Aus den unterschiedlichen Filmsequenzen entstand ein Kurzfilm, der in einer gemeinsamen Movie Night präsentiert und gefeiert wurde. Der Film bringt etwas ganz Wesentliches auf den Punkt, nämlich, dass Gebäude erst durch Menschen zum Leben erweckt werden.

Und so sind wir wieder beim Eingangszitat von Dan Schürch und Markus Zilker angelangt. Die gezeigten Projekte, sowie die Einblicke in die Arbeitsweise der beiden Architekturbüros haben an diesem Abend einmal mehr verdeutlicht, dass in ihren Entwürfen der Mensch im Vordergrund steht. Sie geben uns Inspiration und Mut zu kreativen Antworten auf die Frage «Anders Wohnen? Ja, aber wie?». AJ

Das HDA war bis auf den letzten Platz gefüllt. Für ihre Vorträge fanden Dan Schürch und Markus Zilker dieselben einleitenden Worte, nämlich «dass wir Architekt*innen für Menschen bauen, und das vergessen wir manchmal.»

«Die Stadt, wie wir sie kennen, stellt eine Ansammlung von Räumen dar, in denen Geschichte und Geschichten eingelagert sind: offensichtliche und verborgene, vertraute und mit Spannung zu entdeckende. Das betrifft nicht nur Gebrauchswert und Stimmung, sondern die Wahrnehmung überhaupt.»

Robert Kaltenbrunner und Peter Jakubowski: Die Stadt der Zukunft, Berlin 2018

Momentaufnahmen einer Stadt

Ein Gespräch mit Christoph Schmidt vom Institut für angewandte Urbanistik (ifau) aus Berlin über partizipative Wohnprojekte und Stadtentwicklung

2013/2018 – Fünf Jahre liegen zwischen der Fertigstellung der Wohnprojekte *R50 - cohousing* und *Integratives Bauprojekt am ehemaligen Blumengroßmarkt (IBeB)*. Fünf Jahre – ein Zeitraum, in dem die Nachfrage nach mitbestimmtem und vor allem leistbarem Wohnraum in Großstädten wie Berlin immer größer, die Umsetzung von Projekten, welche diese Kriterien erfüllen, jedoch immer schwieriger wurde. Beide Berliner Wohnprojekte wurden in Architektenkooperationen und mit den zukünftigen Bewohner*innen entwickelt: *R50* in der Projektgemeinschaft *ifau (Institut für angewandte Urbanistik)*, Jesko Fezer und *Heide & von Beckerath*, *IBeB* in der ARGE *ifau* und *Heide & von Beckerath*. → **S.115/ S.121**

Betrachtet man die beiden Projekte, so liegt wohl der naheliegendste Unterschied im Maßstab der Gebäude – das eine bietet Raum für 19, das andere für 66 Wohn- und 20 Atelier-einheiten. Christoph Schmidt weist uns gleich zu Beginn des Gesprächs darauf hin, dass ein Vergleich der beiden Wohnbauten, einerseits aufgrund der Größe und andererseits aufgrund des Zeitraums, in welchem sie realisiert wurden, nur schwer möglich ist. Beide Faktoren haben große Auswirkungen auf den Entwurfs- und Planungsablauf eines Wohnprojekts und somit auch den internen Prozess mit der Gruppe. «Wenn man als Architekt*in mit Baugruppen arbeitet, gibt es keinen einheitlichen Prozessablauf, keine Rezepte, nach denen entworfen, geplant und gebaut werden kann. Aufkommende Problem- und Fragestellungen sowie spezifische Anforderungen der Nutzer*innen müssen in einem iterativen Prozess erarbeitet, abgestimmt und situativ gelöst werden.», erklärt Christoph Schmidt und betont, dass es ein hohes Maß an Flexibilität aller Projektbeteiligten braucht, um so zu bauen, wie es unserer Gesellschaft heute würdig ist. «Mit so vielen Grundrissen wie Parteien. Mit der Verschränkung von Wohnen und Arbeiten. Mit großen und kleinen Wohnungen, die sich kombinieren lassen, damit unstete Biografien darin Platz finden. Mit Gemeinschaftsflächen, die sich an den schönsten Orten des Hauses befinden. Mit Raum für soziale Träger*innen, für Mieter*innen mit weniger Geld, aber vielen Ideen, und für Eigentümer*innen, deren Interesse nicht an der eigenen Wohnungstür aufhört.», schreibt Laura Weissmüller über das Projekt *IBeB* in der *Süddeutschen Zeitung*.

Um Lebensräume zu entwickeln, die uns als Individuen entsprechen und Wohnqualitäten bieten, welche am Markt nicht zu finden sind, ist für uns als Architekt*innen eine stärkere Auseinandersetzung mit den Wohnbedürfnissen künftiger Bewohner*innen wichtig. Wie schafft man es, die Vorstellungen der Bewohner*innen in die Planung einfließen zu lassen und gleichzeitig ökonomisch zu halten? «Wir verwenden hier gerne den Begriff der Stan-

dardbildung, um im Sinne der Ökonomie und verbindlicher Ausstattungen, basierend auf individuellen Vorstellungen und Diskussionen auch zu Gemeinsamkeiten in den einzelnen Wohnungen zu kommen.» Eine beim Projekt *R50* auf das Notwendige beschränkte Stahlbeton-Konstruktion, die reduzierte und teilweise offen verlegte Infrastruktur, eine eigens für dieses Haus entwickelte, modulare Holzfassade, sowie geschoßweise Umgänge ermöglichen den unmittelbaren Dialog zwischen Architektur und Nutzung. In einem intensiven Prozess der Befragung, Diskussion und Planung wurden die einzelnen Wohnungen und ergänzende gemeinschaftlich nutzbare Räume entwickelt.

«Als Architekt*innen erarbeiten wir räumliche und konstruktive Vorschläge, die in der Gruppe und mit uns diskutiert, bis zur Beschlussreife abgestimmt und als mehrheitlich getragene Teillösungen von uns weiterentwickelt werden. Es wird darüber gesprochen, was die Gruppe angemessen findet, getragen von dem Anspruch, ein günstiges Haus zu bauen, das nicht auf maximale Individualisierung und Selbstausdruck setzt, sondern zeigt, dass das Gemeinschaftliche durchaus auch in den einzelnen Wohnungen noch erlebbar sein darf», erzählt Christoph Schmidt über die Entscheidungsprozesse im Projekt *R50*.

Das Grundstück an der Ritterstraße 50 wurde im Rahmen eines konzeptgebundenen Festpreisverfahrens vom Liegenschaftsfonds Berlin, heute Berliner Immobilien-Management (BIM), an die Baugruppe vergeben. Das war im Jahr 2010, in dem die Baugruppe *R50* den Zuschlag zum Kauf des Grundstücks erhielt. Christoph Schmidt schildert: «Es entwickelte sich eine zunehmende Nachfrage, sich in seinem individuellen Wohnraum zu verwirklichen, Grundstücks- und Baukosten ließen es zu dieser Zeit auch zu. Es bestand und besteht auch nach wie vor die Bereitschaft, sich in einer Gruppe zusammenzutun und sich um ein Grundstück zu bewerben.» Was man als Architekt*in aus einem solchen Projekt mitnimmt? «Ich glaube, was an dem Haus für uns alle an der Planung Beteiligten, aber auch für die Bauherren sehr besonders und lehrreich war, ist, dass wir uns von Beginn an in einem wechselseitigen Prozess mit der Gruppe befanden. So durchliefen wir den Prozess der Festlegung, der Setzung, und den Prozess der Definition von Standards und Prinzipien. Es gab aber auch immer wieder das Bestreben der Öffnung und Diskussion, der gemeinsamen Entwicklung oder der sozusagen Nicht-Entscheidung, dem Verschieben von Entscheidungen oder der Privatisierung von Entscheidungen.» Dass ein solcher Prozessdurchlauf in jeglicher Hinsicht intensiv ist, steht außer Frage, und trotzdem meint der Architekt schmunzelnd: «Das Großartige ist, dass wir aus Sicht der Architektur mit jeder Baugruppe jeweils ein hoch spezifisches architektonisches Konzept und gleichzeitig einen leistungsfähigen Prototypen entwickeln und realisieren konnten.»

Dass die Gruppe auch hinsichtlich der Architektur von großer Relevanz für das finale Ergebnis war, zeigen vor allem die Gemeinschaftsflächen im Wohnprojekt *R50*. Christoph Schmidt erzählt rückblickend, «die Lage und Größe des Gemeinschaftsraums wurde zum Beispiel von der Gruppe

beschlossen, da hatten wir als Architekt*innen zu Anfang einen anderen Ansatz mit kleinen, etagenweise angeordneten Optionsräumen verfolgt. Im Zuge der Diskussion der gemeinschaftlichen Nutzungen und Räume im Haus hat sich gezeigt, dass sich die Gruppe einen großen Gemeinschaftsraum wünschte. Dies brachte für die Bewohner*innen die Option, im Flächenverbrauch in den privaten Wohnungen ökonomischer werden zu können. Mit der Aussicht auf optionale Räume, welche gemeinschaftlich, aber auch individuell genutzt werden können, bestand daher die Möglichkeit, die privaten Wohnräume hinsichtlich Größe und Ausstattung zu reduzieren. Für die Gruppe im Projekt *R50* war es wichtig, Räume zu haben, welche kollektiv genutzt werden können. Nicht jede Wohnung verfügt über entsprechende Wohnbereiche für z.B. größere Feiern oder Veranstaltungen, regelmäßige Treffen der Hausgemeinschaft oder auch professionelle Arbeitstreffen. Stattdessen teilt man sich neben Werkstatt und Waschküche den Gemeinschaftsraum sowie eine Dachterrasse mit Sommerküche.» Die Bewohner*innen der Ritterstraße 50 bezogen vor fünf Jahren ihr Haus – wohnen, wie sie es sich vorgestellt haben – städtisch, gemeinschaftlich und möglichst kostengünstig. Im Blick auf die aktuelle Stadtentwicklung kann das Gebäude aber vor allem als Momentaufnahme gesehen werden. Es hat die Lebensentwürfe und Wohnbedürfnisse seiner Bewohner*innen eingeschrieben und zeigt, was möglich ist, wenn in der Frage der Grundstücksvergabe das Konzept den Höchstpreis sticht.

«Berlin hat im Gegensatz zu Wien den Fehler gemacht, seit den 1990er Jahren sehr viele Grundstücke und auch Wohnungen im Besitz der Stadt an wertschöpfende Immobilienfonds zu veräußern.»

«Mit der Bodenpreisentwicklung in Berlin in den letzten Jahren zeigt sich, dass baugemeinschaftliche Projekte heute nur unter veränderten Bedingungen möglich sind. Weder Genossenschaften noch andere Formen von Baugruppen können sich die sowohl von der Stadt als auch auf dem freien Markt angebotenen Grundstücke momentan leisten. Berlin hat im Gegensatz zu Wien den fatalen Fehler gemacht, seit den 1990er Jahren sehr viele Grundstücke und auch Wohnungen im Besitz der Stadt an wertschöpfende Immobilienentwickler und -fonds zu veräußern. Gemessen am weiter wachsenden Bedarf an selbst- und gemeinschaftlich bestimmten Wohnprojekten bestehen derzeit viel zu wenig Angebote, sich für Grundstücke zu bewerben, welche die Stadt Berlin seit 2016 in Erbbaupacht vergibt», erklärt Christoph Schmidt, als wir ihn um eine Analyse der aktuellen Situation rund um die Grundstücksakquise in Berlin bitten.

Gegenüber des *Jüdischen Museums* in Kreuzberg liegt das Gebiet des ehemaligen Blumengroßmarkts in attraktiver und zentraler Lage, von der viele Berliner*innen nur zu träumen vermögen. Aufgrund der großen Nachfrage

nach städtischem Lebensraum stand fest, dass eine Durchmischung der Nutzer*innen einschließlich kostengünstiger Wohnangebote im Quartier mittelfristig gefährdet war. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wurden die Grundstücke am ehemaligen Blumengroßmarkt 2012 in einem konzeptgebundenen Vergabeverfahren verteilt. Städte wie Wien, München und Hamburg vergeben öffentliche Grundstücke schon länger auf diese Weise, in Berlin war die Vergabe nach dem besten Konzept für drei Baufelder rund um den ehemaligen Blumengroßmarkt eine der ersten in der Stadt. Die Kriterien für die Vergabe der drei Grundstücke waren von der Stadt klug gewählt. Die Ausschreibung gab vor, dass die Projekte Bezug auf das Konzept des Kunst- und Kreativquartiers südliche Friedrichstadt nehmen, bezahlbaren Wohnraum sowie kreatives Gewerbe integrieren und sich sozial und ökologisch nachhaltig im Quartier verankern sollten. Das *Integrative Bauprojekt am ehemaligen Blumengroßmarkt* ist neben *Frizz23* und dem *Metropolenhaus* eines dieser drei Projekte und gilt zusammen mit dem Neubau des Verlagsgebäudes der *taz* als Modellprojekt für eine alternative Quartiersentwicklung.

Im Unterschied zum Wohnprojekt *R50* waren nach der Grundstücksvergabe in der weiteren Entwicklung der Projekte rund um den Blumengroßmarkt neben den jeweiligen Baugruppen und deren Architekt*innen, zusätzlich Stadtplaner*innen des Bezirks und des Senats, sowie weitere fachkundige Expert*innen und Akteur*innen aus der Nachbarschaft mitspracheberechtigt. Wie läuft ein Entwurfsprozess ab, wenn so viele Parteien beteiligt sind? «Es folgen intensive Dialoge auf mehreren Ebenen», erklärt Christoph Schmidt und meint weiter, «*IBeB* ist im Vergleich zu *R50* daher aus stadtpolitischer Sicht das bedeutendere und im Sinne der öffentlichen Wahrnehmung und Partizipation das komplexere Projekt. Während des Planungsprozesses gab es nicht nur viele Gespräche mit den zukünftigen Bewohner*innen – ca. 130 an der Zahl! – sondern im Rahmen des sogenannten 'Qualifizierenden Verfahrens' vier in der Vorbereitung aufwendige und in der Durchführung intensive, öffentliche Workshops mit allen beteiligten Parteien und Anrainern. Denn das Ziel war es, nicht nur ein Haus, sondern ein ganzes Stück Stadt zu entwerfen.» Individuelle Grundrissbildungen waren aufgrund der Größe des Projekts mit Einschränkungen möglich. Wie in einer Stadt wurde im Entwicklungsprozess vor allem mit verschiedenen Wohntypologien gearbeitet. Es wurden Wohneinheiten in unterschiedlicher Größe und mit Option auf räumliche Kombination erarbeitet, welche aufgrund der Bauweise auch Anpassungen zu einem späteren Zeitpunkt durch die Bewohner*innen erlauben. Ein besonderes architektonisches Merkmal bilden die innenliegenden Lichthöfe, über welche zusätzlich Tageslicht und damit weitere Nutzungsoptionen in die Wohnäume gelangen. Die innere Erschließungsstraße, welche ebenfalls durch die Lichthöfe belichtet wird, ist mit zwei Treppenhäusern und internen Treppen verknüpft. Als «rue intérieure» ist sie das verbindende Element zwischen den Wohnungen und

«Wir wohnen heute so großzügig, komfortabel und privat wie nie zuvor.»

dem Stadtquartier und ein weiteres Angebot für alltägliche Begegnungen und gemeinschaftliches Zusammenleben im urbanen Kontext.

Urbanität wäre ohne Wohnen nicht denkbar, zumal es als Hauptnutzung städtischen Bodens wesentlich die räumlichen und sozialen Strukturen einer Stadt prägt. Die Anforderungen und Erwartungen an Städte im 21. Jahrhundert sind jedoch enorm, weltweit ist Stadtraum explodierenden Immobilienpreisen, den Folgen des Klimawandels und einem scheinbar unaufhörlichen Wachstum unterworfen. Höhere räumliche Flexibilität und Mobilität als Teil des Lebenslaufs – wir bewegen uns für Ausbildung und Beruf – sind nur ein paar der Gründe, weshalb die Anzahl der Personen pro Haushalt seit Jahren sinkt. Wir wohnen heute so großzügig, komfortabel und privat wie nie zuvor. Dabei nutzen wir pro Kopf so viel Wohnraum und Bodenfläche, sowie Ressourcen und Energie in einem noch nicht dagewesenen Ausmaß. Dass exponentielles Wachstum jedoch früher oder später in einer Krise endet, hat die Wirtschaft schon unzählige Male bewiesen. Um Alternativen und neue Lösungsvorschläge zu entwickeln, liegt es auch an Stadtbewohner*innen, ihre Verantwortung für die gemeinsame Gestaltung des urbanen Raums wahrzunehmen.

In unseren Augen ist es wichtig zu erkennen, dass Projekte wie *IBeB* und *R50* das Potenzial leben, Wohnraum und Stadtraum durch kollektive Nutzung enger zu verknüpfen. So werden in selbst- und gemeinschaftlich bestimmten Wohnprojekten nachhaltig nicht nur Ressourcen, sondern auch das soziale Leben geteilt. Mit viel Kreativität und vor allem der Bereitschaft der Gruppen, eine Vision in die Realität umzusetzen, bilden sie eine gelungene und relevante Ergänzung zur herkömmlichen Wohnbauproduktion in Städten.
Was das für uns als Architekt*innen heißt? «Dass es darum geht, in jeder Situation zu einem bestimmten Zeitpunkt herauszufinden, wo die Interpretationsräume rund um die spezifischen Fragestellungen liegen, und mit viel Mut, Kreativität und Neugier weiterhin, gemeinsam neue Lösungen zu entwickeln.» Denn: Wohnen muss nicht an der Wohnungstüre aufhören.
AJ & RH

IE

VI

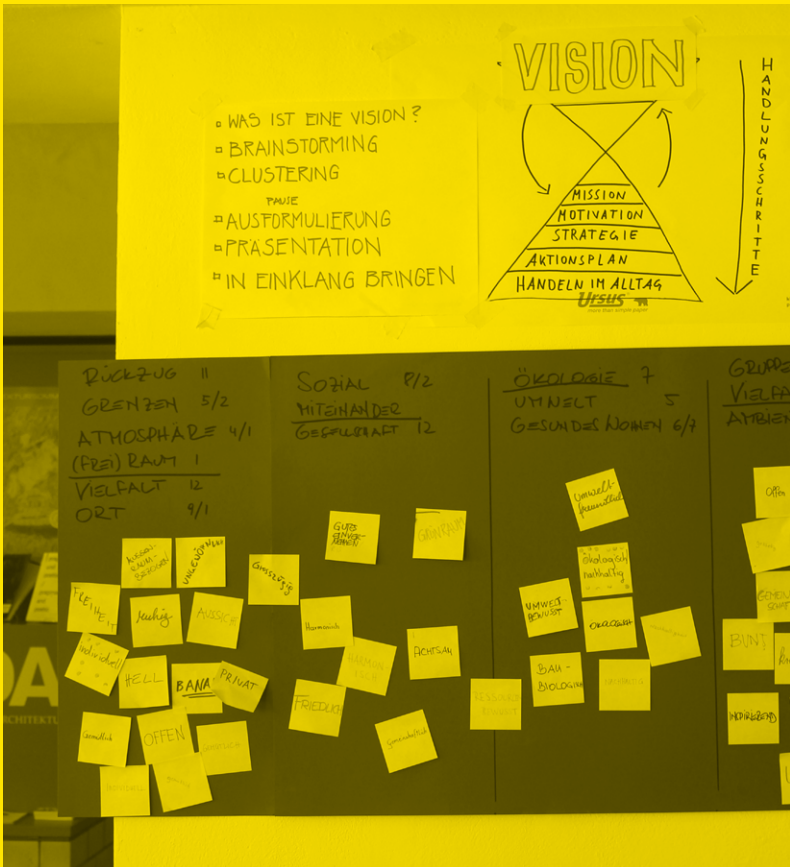
N

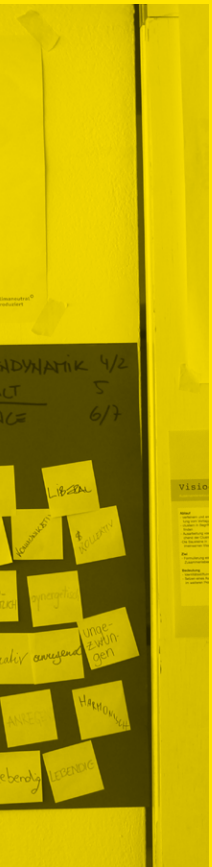
D

SIO

N°5

Laborbericht: Eine Vision bauen.





Kaffee wird heute dringender benötigt als die Tage zuvor, die Woche zehrt an unseren Energiereserven. Unsere Müdigkeit schmälert allerdings keineswegs unsere Motivation, heute die Vision für unser erdachtes Wohnprojekt zu formulieren und so einen guten Abschluss für die Woche zu finden.

Die Stühle werden noch schnell zurechtgerückt, und schon finden sich alle wohnlaborant*innen im Wohnzimmer ein. Wie starten mit der Frage «Was ist eigentlich eine Vision?». Eine Vision hilft einer Gruppe ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Müssen Entscheidungen getroffen werden, sollen diese immer im Hinblick auf die Vision geschehen. Sie steht als Leitidee für das Projekt und soll die Handlungsschritte im Alltag erleichtern.

Nach der Input-Runde gibt es einen kleinen Ortswechsel. Wir finden uns vor einem leeren Plakat zusammen, welches mit Schlüsselbegriffen für unsere Vision gefüllt werden soll. Als Grundlage steht uns die Begriffsliste vom gestrigen Workshop-Tag zur Verfügung. Alle bekommen je drei Post-Its, um drei Wörter niederzuschreiben, die Bestandteil der Vision sein sollen. Nun haben wir auf der eben noch leeren Plakatwand eine bunte Begriffswolke vor uns und das große Clustern beginnt: jeder darf seine eigenen, aber auch die Post-Its der anderen umkleben. Ein dynamischer, nicht spannungsfreier Prozess des Hin und Hers, Vor und Zurücks entsteht, bis alle zufrieden sind. Zeit für eine Kaffeepause!
Anschließend beginnt das Ausformulieren. Aus den vier Begriffsclustern soll jeweils ein Teilsatz der Vision geformt werden. Vier Arbeitsgruppen erarbeiten einen ersten Entwurf für je einen Teilsatz. Jedes Wort wird sorgfältig durchdacht, diskutiert und ausgewählt.

Nach intensiven und zähen Diskussionen in den Arbeitsgruppen, präsentieren wir einander unsere Vorschläge und versuchen nun gemeinsam, die vier Sätze in Einklang zu bringen. Ein Vorschlag hier, eine anderes Wort da, Teile von Sätzen transformiert, eine neue Kombination entsteht. Es fühlt sich ein bisschen so an, als würden wir versuchen ein Rätsel zu lösen. Schließlich wird es still: vor uns drei Leitsätze!

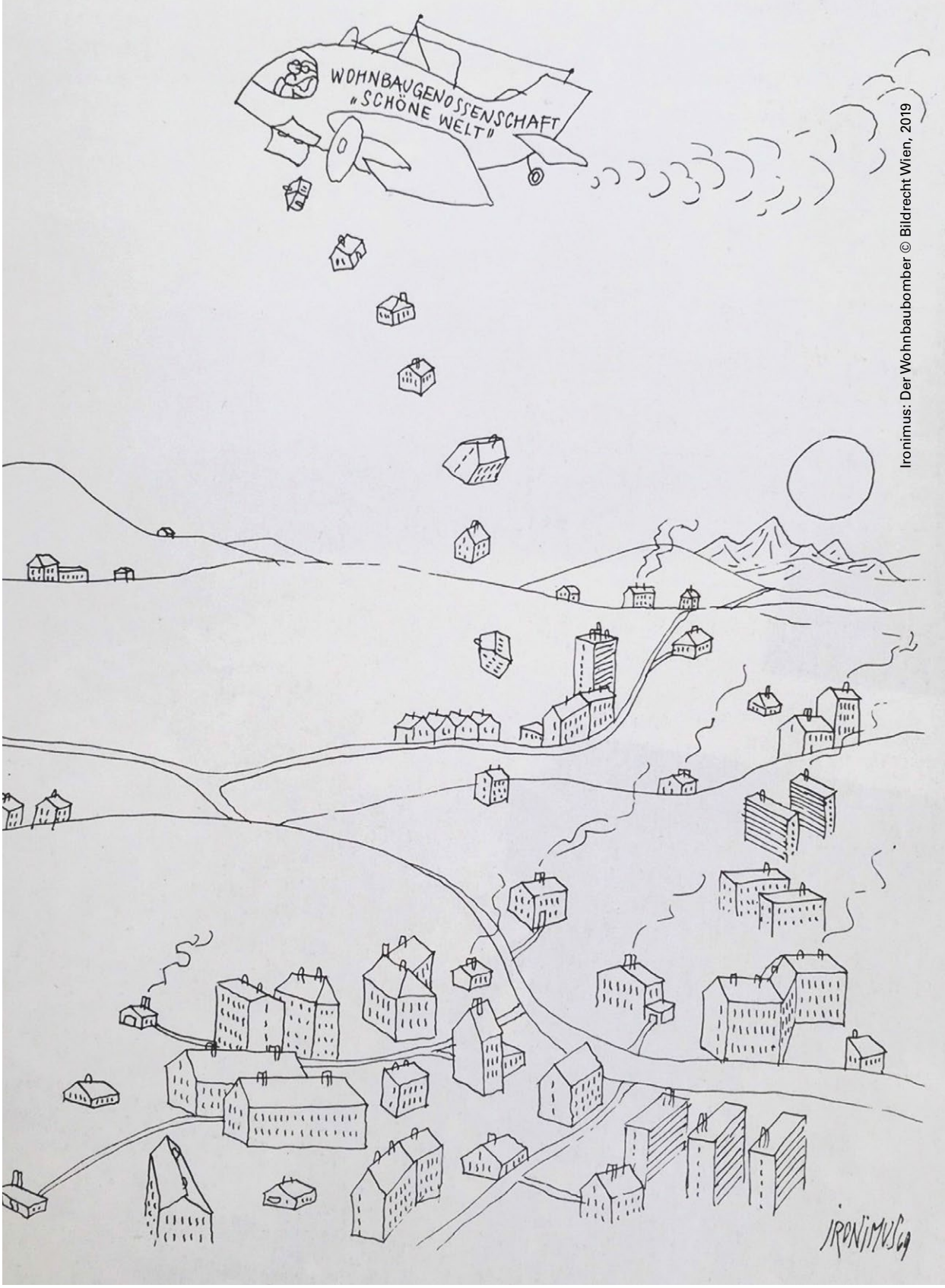
«Eine Vision hilft einer Gruppe ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Sie steht als Leitidee für das Projekt und soll die Handlungsschritte im Alltag erleichtern.»

Achtsam mit uns schaffen wir ein gelungenes Miteinander, um Freiraum gemeinschaftlich und individuell zu leben.
Durch kreativen Umgang mit unseren Ressourcen nutzen wir unsere Umwelt achtsam und vorausschauend.
Als vielfältige und offene Gruppe gestalten wir ein anregendes und inspirierendes Zuhause.

Wir strahlen und sind überglücklich, dass wir es geschafft haben, unsere gemeinsame Vision zu bauen. Für die Abschlussrunde finden wir uns ein letztes Mal in unserem Wohnzimmer ein – mit Redestab, wie wir es von Markus gelernt haben. Wir sind überwältigt von dem positiven Feedback und glücklich, dass der Prozess im wohnlabor allen ebenso viel Inspiration gegeben hat wie uns selbst. Und so bleibt uns als Organisator*innen nur eines zu sagen: Vielen Dank für die schöne Woche und das gemeinsame Erforschen des Wohnens! **AJ & JR**

GRAZ+STMK

ARCHITEKTUR
SOMMER 2018



Ironimus: Der Wohnbaubomber © Bildrecht Wien, 2019

Wohnen: eine Aufgabe für alle

Eine Podiumsdiskussion zum Abschluss der Woche

Zum Finale der wohnlabor-Woche verwandeln wir das HDA in einen Ausstellungsraum. Die Wände sind mit den Ergebnissen der Woche – mit Diagrammen, Bildern, Begriffen, Zeichnungen und unserer Vision – gefüllt. Wir wollen neue Wohnideen zeigen und einmal mehr eine Plattform bieten, um diese zu diskutieren. Im Rahmen des Abschlussabends findet sich mit Andrea Jany, Johanna Treberspurg, Werner Nussmüller und Robert Temel ein interdisziplinäres Podium im wohnlabor ein. Ziel der von Matthias Wild moderierten Diskussion ist es, einen Bogen zwischen Vision und Realität, Architektur und Politik, Mensch und (Wohn)Raum zu spannen und zu zeigen, dass Wohnen eine Aufgabe für uns alle ist.

Andrea Jany, Architektin und Wohnbauforscherin, stellt die Ergebnisse ihrer Dissertation vor, in der sie den Wohnbau des *Modell Steiermark*, seinen Einfluss auf die Wohnbaukultur im Land und die Wohnzufriedenheit im Vergleich zu konventionellen Wohngebäuden untersuchte. → **S.29**
Johanna Treberspurg, die langjährige *nonconform* Mitarbeiterin, berichtet aus der partizipativen Planungstätigkeit mit Gemeinden, Schulen und Baugruppen – ganz besonders über das kürzlich fertiggestellte Baugruppenprojekt BROT Pressbaum. → **S.123**
Werner Nussmüller, Begleiter und Architekt zahlreicher Baugruppenprojekte und selbst Bewohner der Kernhaussiedlung → **S.105**, schildert die Entwicklung partizipativer Bauprozesse seit den 1980er Jahren und lässt uns an seinen persönlichen Wohnerfahrungen teilhaben.
Robert Temel, Stadtsoziologe, Baukulturvermittler und Genossenschaftsgründer, gibt Einblicke in die aktuelle Baupolitik und präsentiert, dass momentan etwa 25 Projekte im Entstehen sind, was einer Verdopplung der momentanen Bewohner*innen von Baugruppen gleichkommt – das Motto für 2022 lautet dementsprechend: «Wir sind 5000!» → **S.95**

«Jeder hat eine Meinung zum Wohnen. Alle sagen einem, wie man wohnt – der Investor, der Bauträger, der Wohnbautisch – mit den eigentlichen Bewohner*innen haben wir meist nichts zu tun. Wir machen guten Durchschnittswohnbau von 60, 70, 80m² für eine nicht mehr existierende Durchschnittsfamilie.», sagt Werner Nussmüller.
Im sozialen Wohnungbau sind die späteren Mieter*innen nicht nur völlig unbekannt, die kurzfristige Vermarktbarkeit der Wohnungen scheint oft wichtiger zu sein als die Bedürfnisse und die Zufriedenheit der Nutzer*innen. Die Ausgangslage wird viel zu wenig evaluiert, obwohl die heute errichteten Gebäude die Wohnsituation zukünftiger Generationen wesentlich beeinflussen.

Bei Baugruppenprojekten ist der Austausch und Umgang mit den zukünftigen Bewohner*innen naturgemäß sehr intensiv. Es handelt sich allerdings nur um einen kleinen Prozentsatz von Menschen, die so leben können oder wollen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte kommen aus verschiedenen Gründen nicht für viele Menschen in Frage: die gemeinschaftlichen Planungsprozesse sind zeitintensiv und fordern von den zukünftigen Bewohner*innen große Verantwortung und gewisse Eigenmittel. Doch der zunehmende Wunsch nach Selbstbestimmung und demokratischer Einbindung ließ die Anzahl von Baugruppen und Interessierten in den letzten Jahren explosionsartig ansteigen. Die Aufnahme des Gruppenwohnbaus in die Wohnbauförderung könnte hinsichtlich der Finanzierung eine gewisse Erleichterung bringen, wie es auch während des *Modell Steiermark* (1980-1991) erfolgreich stattfand. Damals qualifizierten sich Projekte für die Förderung, wenn bereits mindestens 50% der Bewohnerschaft feststanden.

Andrea Jany berichtet: «Über den Sonderfördertopf wurden während des Modell Steiermark 28 Projekte unterstützt. Das klingt vielleicht nicht viel, aber diese 28 Projekte haben als Vorbilder gestrahlt, Bewusstsein gebildet, und gewisse Aspekte wurden auch in sozialen Wohnbauten übernommen.»
Werner Nussmüller erzählt von einem wahren Think Tank rund um die Person von Eilfried Huth, der damals auch in der populären Diskussionssendung *Club 2* im ORF über Wohnbauten mit Leuchtturmcharakter sprach. Damals wie heute bieten Baugruppenprojekte ein größeres Innovationspotential und können als Experimentierfelder dienen.
Robert Temel erzählt: «Was die neuen Genossenschaften – klein, frisch und demokratisch! – auf die Beine stellen, geht über die eigene Wohnung hinaus. Sie entwerfen ein Programm für den ganzen Stadtteil!»
Die Projekte wirken der funktionalistischen räumlichen Trennung von Wohnen und anderen Bedürfnissen des täglichen Lebens entschieden entgegen. Das heißt die Frage nach «Wohnbedürfnissen» ist eigentlich viel zu kurz gegriffen – es geht um Lebensbedürfnisse. Die neuen Genossenschaften entwerfen nicht nur Wohnungen, sondern ein Programm für den ganzen Stadtteil, das weit über das Wohnen hinausgeht. Es entstehen keine monofunktionalen Wohnhäuser, sondern Stadthäuser, die Wohnen, Arbeiten und Freizeit auf interessante Arten kombinieren. Die vielfältigen Wohnungstypen in diesen Projekten schaffen dabei Lebensraum für eine diverse Bewohnerschaft.

«Was die Gemeinschaft langfristig am meisten stärkt, ist das Gefühl, etwas gemeinsam geschaffen zu haben.»

«Diese 28 Projekte haben als Vorbilder gestrahlt, Bewusstsein gebildet, und gewisse Aspekte wurden auch in sozialen Wohnbauten übernommen.»

Österreich ist eines der wenigen europäischen Länder, in denen der Schwerpunkt auf der Objektförderung im Wohnbau liegt, wobei die Wohnbaufördermittel dabei bis heute hauptsächlich an die großen Bauträger vergeben werden. Für Robert Temel stellt die Objektförderung das Werkzeug dar, um überhaupt Wohnbaupolitik betreiben zu können, allerdings muss diese Verantwortung auch entsprechend wahrgenommen werden. Er erläutert in diesem Zusammenhang das Modell der Bauträgerwettbewerbe in Wien, bei dem ein wesentlicher Teil der Fördermittel an die interessantesten Konzepte vergeben wird. Teilweise sind diese Wettbewerbe bereits für Baugruppen zugänglich und stellen eine willkommene Möglichkeit der

«Jeder hat eine Meinung zum Wohnen.»

«Was die neuen Genossenschaften auf die Beine stellen, geht über die eigene Wohnung hinaus. Sie entwerfen ein Programm für den ganzen Stadtteil!»

Grundstücksakquise dar. Da die Städte wesentlich von der Quartiersarbeit der gemeinschaftlich entwickelten Wohnprojekte profitieren, wäre es denkbar, in Zukunft noch mehr Grundstücke an Baugruppen zu vergeben. Ein weiterer Verbesserungsvorschlag des Podiums betrifft die preislich rigid gedeckelte Wohnbauförderung, die festlegt, wie viel ein Quadratmeter Wohnraum maximal kosten darf. Diese widerspricht aber häufig den qualitativen und ökologischen Ansprüchen, die Genossenschaften und Baugruppen an die Gebäude und ihre Lebensdauer stellen.
Wir alle wohnen. Jeder hat eine Meinung zum Wohnen. Deswegen sollte der Diskurs wesentlich breiter und öffentlicher geführt, und aus dem Haus der Architektur hinausgetragen werden. Wohnen sollte gemeinsam gestaltet werden, ob im wohnlabor oder in der Baugruppe. Denn auch für Architekt*innen ist das Arbeiten mit Baugruppen ein großes Privileg, sagt Johanna Treberspurg. «Und was die Gemeinschaft langfristig am meisten stärkt, ist das Gefühl, etwas gemeinsam erarbeitet und geschaffen zu haben. Das ist die beste Basis für das Zusammenleben.» **MW & RH**

«Haus und Stadt. Die Stadt fängt bei der Wohnung an. «Stadt» funktioniert nur als Gemeinschaft, und zwar als eine komplementär zusammengesetzte und durchmischte Gemeinschaft. «Stadt» ist kein statisches Gebilde, sondern ein sich ständig wandelnder Organismus, der sich primär nicht über das Territorium, sondern über die Beziehung seiner Bewohner definiert. Die Kombination von räumlicher Dichte und sozialer Breite bestimmt das städtische Leben, das immer im «Dazwischen» stattfindet – dem Raum, der allen gehört. Dazu braucht es Orte, die zufällige oder absichtliche Begegnungen untereinander ermöglichen. Wenn wir eine intakte, lebendige und vielschichtige Stadt zum Leben wollen, müssen wir sie aus Häusern zusammensetzen, die genau so gemacht sind.»

Anne Kaestle: Standard VII. Wer teilt, hat mehr, in: Neue Standards. Zehn Thesen zum Wohnen, Berlin 2016

Probewohnen

Robert Temel über Experimentierfelder gemeinschaftlicher Wohnprojekte

Das Wohnen gilt als besonders konservatives, unveränderliches Handlungsfeld – wohnt man nicht heute fast genauso wie vor ein paar Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden? Die alltäglichen Formen des Wohnens sind doch immer dieselben: schlafen, sich lieben, kochen, essen und trinken, streiten, sich ausruhen, lesen, Musik hören, fernsehen, feiern, Kinder betreuen, Hausarbeit machen (und was ist mit Erwerbsarbeit?) – und vieles mehr. Aber so eindeutig und statisch ist das Wohnen nicht. Zunächst gab es schon immer viele verschiedene Wohnformen, nicht nur die Kleinfamilie und den typischen Singlehaushalt – also jene Lebensformen, die der Markt kennt – und der Trend zur Vielfalt nimmt heute zu. Menschen leben zu mehreren oder (endlich, leider?) allein, verliebt, verwandt, bekannt, verpatchworkt, verlassen, in Wohngemeinschaften und Familien, dauerhaft und temporär, introvertiert und extravertiert und so weiter. Und es ändern sich nicht nur die Proportionen zwischen diesen Lebensformen, sondern auch die Art und Weise, wie Menschen in Wohnräumen ihren Alltag leben, ist einer Wandlung unterworfen. So wurde aus der früher strikt vom Wohnen getrennten Küche irgendwann die Wohnküche und die offene Küche, welche die heute vorherrschenden Formen bilden. So verkleinern sich gerade in allen großen europäischen Städten die Wohnungen und damit die Zimmer, weil der Zuzug in die Städte die Preise steigen lässt. Oder es zeichnet sich ab, dass der Fernseher als Versammlungsort im Wohnzimmer in absehbarer Zeit aussterben wird. Das sind lauter Kleinigkeiten, aber in der Fülle dieser kleinen Veränderungen transformiert sich laufend das, was wir «Wohnung» und «Wohnen» nennen, auch wenn nach wie vor die gleichen, grundlegenden Handlungsweisen in diesem transformierten Konstrukt stattfinden.

Tatsächlich konservativ ist der Markt: Er kennt einige wenige Wohnmodelle, die tausendfach multipliziert angeboten werden. Den Unterschied machen die Lage und der Preis, der Rest ist meist austauschbar. Deshalb braucht es Experimentierfelder des Wohnens, in denen Neues ausprobiert, entwickelt, verworfen oder für gut befunden werden kann. Also eine ins Vielfache vergrößerte Version des Kunstprojekts «Prehabitation» (Vorwohnen) von Hanna Burkart und Philipp Furtenbach, die seit mehreren Jahren ohne festen Wohnsitz leben, indem sie alle zwei, drei Monate umziehen, teils an Orte, die dafür nicht vorgesehen sind – das ist der Versuch, unterschiedliche Lebensformen auszuprobieren und sich dabei selbst zu beobachten. Und diesen besonderen Spielraum gibt es tatsächlich: In gemeinschaftlichen Wohnprojekten, die nicht von Marktprofis, sondern von den zukünftigen Bewohner*innen selbst entwickelt werden, findet heute

das Probewohnen statt. Hier geht es um Vorstellungen des eigenen Wohnens, die man nicht mühsam in irgendeinen vorgegebenen Raster hineinzwingen muss, sondern für die man den nötigen Raum schaffen kann: architektonisch, organisatorisch, sozial, kulturell, politisch. Was sind nun diese Experimentierfelder des Probewohnens der Gegenwart?

Fläche und Volumen: Die Maßeinheit des Wohnens ist der Quadratmeter. Auf ihn wird der Miet- oder Kaufpreis bezogen, die Zimmer- und Wohnungsgröße, die Frage von Beschränkung und Großzügigkeit. Das ist grundsätzlich auch beim gemeinschaftlichen Wohnen so, aber hier kann man über die Wohnungstür hinaus wohnen. Ein gemeinsames Charakteristikum aller solcher Projekte ist, dass sie Gemeinschaftsräume besitzen. Manchmal, bei sehr kleinen Projekten, ist das nur ein Raum oder eine kleine Raumgruppe. Bei größeren können das umfangreiche Raumprogramme sein. Beispielsweise besitzt das *Wohnprojekt Wien*, ein etwa fünf Jahre altes Projekt mit vierzig Wohnungen, eine Bibliothek und eine Sauna mit Wellnessbereich, Gästewohnungen und Dachgarten, eine Werkstatt, große Veranstaltungsräume, eine Gemeinschaftsküche, einen Kinderspielraum, eine Greißlerei, Büroflächen und vieles mehr. All das erweitert die eigene Wohnung nach draußen, sodass in dieser selbst deutlich weniger Quadratmeter notwendig sind und bezahlt werden müssen. Der einzelne Quadratmeter kostet zwar in den meisten Wohnprojekten etwas mehr als in vergleichbaren geförderten Wohnungen. Dafür kann eine Vielzahl an anderen Einrichtungen mitgenutzt werden.

Andere Menschen: In gemeinschaftlichen Wohnprojekten trifft man jenseits der Wohnungstür nicht auf Nachbar*innen, sondern auf Mitbewohner*innen. Auch wenn das Spektrum dieses großmaßstäblichen Zusammenwohnens breit ist, es reicht von distanzierteren Formen, die sich nur wenig von gewöhnlichen Wohnhäusern unterscheiden, bis zu Bewohner*innengruppen, die täglich zusammen essen und ihre Freizeit miteinander verbringen: Man lebt grundsätzlich in einem sozialen Verband, der über die wenigen Personen, die sich eine Wohnung teilen, hinausgeht. Es gibt eben nicht nur mich selbst oder eine Kleinfamilie oder mich und mein Kind oder meine WG-Mitbewohner*innen. Es gibt darüber hinaus eine Art Großfamilie oder eine urbane Gemeinschaft. Dieser große Verband erlaubt vieles, das sonst im Alltagsleben schwierig zu organisieren ist: gemeinsame Kinderbetreuung, alltägliche Hilfen für Ältere oder Kranke, Ressourcen teilen, schnell etwas als Gruppe organisieren. Natürlich muss in einer solchen Wohnsituation die Balance zwischen privat und gemeinsam, zwischen Wohnung und Wohnhaus gefunden und täglich neu austariert werden. Aber die Integration in eine Gemeinschaft besteht und bereichert das Wohnen.

Vielfalt: Gemeinschaftliche Wohnprojekte zielen nicht nur auf die Vielfalt der Lebensformen, sondern auch auf viele verschiedene Zielgruppen von Bewohner*innen. Junge Familien oder solche, die es werden wollen, waren schon immer die größte Gruppe der Wohnprojektemacher*innen. Später kamen die «jungen Alten» hinzu, jene Menschen, die kurz vor dem Ende ihrer Berufstätigkeit stehen und über die Zukunft ihres Wohnens nachdenken. Die Gruppe jener, die gerade aus der Elternwohnung ausgezogen sind, ist für solche Projekte schwer zugänglich. Manche Baugemeinschaften bieten aber Kleinwohnungen mit speziellen Bedingungen für diese Zielgruppe an, um sie doch zu integrieren. Viele Häuser besitzen, selbst finanziert, ein paar einzelne Wohnungen für Flüchtlinge, für ehemalige Haftgefangene, für ehemalige Obdachlose etc., also jene, die normalerweise nie die Möglichkeit hätten, an einem solchen Projekt teilzunehmen. Da Wohnprojekte selbstgewählte Gemeinschaften sind, neigen sie manchmal zur Homogenität. Der Weg heraus aus dieser Homogenität ist nicht leicht zu finden, aber viele Projekte suchen ihn zumindest.

Grundrisse: Gemeinschaftliche Wohnprojekte erproben Grundrisstypologien, die am «freien Markt» niemals zustande kämen. Besonders innovativ sind diesbezüglich die neuen Genossenschaften in Zürich *Kraftwerk1*, *mehr als wohnen* → S.119 und *Kalkbreite* → S.117. Dort gibt es neben üblichen Wohnungszuschnitten eine Vielzahl an neuen Ansätzen: WG-Grundrisse, die das gemeinschaftliche Nutzen gründerzeitlicher Großwohnungen in den Neubau übertragen. Cluster-Wohnungen, die mehrere Kleinstwohnungen mit einem großzügigen gemeinsamen Wohnbereich verbinden. Großhaushalte mit Gemeinschaftsküche. Hallen-Wohnungen, also quasi Industrielofts im Neubau: große Wohnungen mit 1,5-facher Raumhöhe und minimaler Ausstattung, die im Selbstbau fertiggestellt werden. Die Grundrissexperimente bauen aufeinander auf, neue Projekte entwickeln die Experimente der alten weiter. So bleibt eine ständige Atmosphäre der Innovation aufrecht.

«Menschen leben zu mehreren oder [...] allein, verliebt, verwandt, bekannt, verpatchworkt, verlassen, in Wohngemeinschaften und Familien, dauerhaft und temporär, introvertiert und extravertiert und so weiter.»

Arbeiten: Seit Jahrzehnten wird diskutiert, wie in der postfordistischen Gesellschaft das Arbeiten neu organisiert und (wieder) stärker mit dem Wohnen verknüpft werden kann. Einerseits ändern sich die Formen der Erwerbstätigkeit und des Privatlebens, sodass neue Handlungsweisen entstehen. Andererseits macht es das Zielmodell «Stadt der kurzen Wege» erforderlich, die funktionalen Sektoren der modernistischen Stadt aufzulösen und das Arbeiten möglichst kleinteilig wieder in die Wohnquartiere zu integrieren. Baugemeinschaften sind Pionier*innen in diesem Versuchsfeld. Bereits seit Jahren integrieren sie Gewerbeflächen, zuschaltbare, kurzfristig vermietete Einzelräume und Coworking-Spaces in ihre Projekte. Aktuell entstehen einige Gebäude, die Wohn- und Arbeitsflächen zu etwa gleichen Teilen verknüpfen wollen, oder sogar reine Gewerbe-Baugruppen, die sich nur ums Arbeiten drehen, wie das Projekt *Frizz23* in Berlin-Kreuzberg. Durch das Raumteilen in der Gruppe wird es möglich, beim Thema Home-Office an mehr als nur einen Schreibtisch im Wohnzimmer oder die Umwandlung eines Schlafzimmers in ein Arbeitszimmer zu denken.

Stadt: Fast alle gemeinschaftlichen Wohnprojekte versuchen, über die Fassaden ihres Gebäudes hinaus ins Umfeld zu «strahlen», ein aktiver Stadtbaustein im Viertel zu werden. Das tun sie etwa durch zivilgesellschaftliches Engagement im eigenen Haus und im Umfeld, aber auch durch spezifische Räume und Nutzungsangebote, die vielen Bewohner*innen des Stadtteils einen Vorteil bringen. Beispiele dafür sind Gewerbeangebote und mietbare Veranstaltungsräume oder Gästezimmer, gemeinsames Urban Gardening

oder schlicht und ergreifend Organisations- und Entscheidungsstrukturen, um bei Bedarf rasch etwas auf die Beine zu stellen – ob nun Flüchtlingshilfe oder die effektive Beteiligung an Stadtentwicklungsprozessen.

Nachhaltigkeit: Baugemeinschaften waren stets Pionier*innen des nachhaltigen Bauens, so entstand das erste Passivhaus im mehrgeschoßigen Wohnungsbau in Hamburg als Baugemeinschaftshaus. Energieeffizienzstandards sind heute vielfach schon sehr hoch, sodass dies allein kaum mehr zur Unterscheidung taugt. Neue Themen der Nachhaltigkeit für gemeinschaftliche Wohnprojekte sind Energieproduktion, ökologische Baumaterialien, Wassermanagement, Klimawandelanpassung – aber vor allem auch Themen, die weniger mit technologischen Lösungen als mit dem Alltagshandeln zu tun haben. So entwickeln viele Gruppen Mobilitätskonzepte, die auf Carsharing und Fahrrädern basieren, gründen Food-Coops oder überlegen sich Arten des Umgangs mit Abfall. Die Verbundenheit der Gruppe lange vor dem Einziehen ist eine ausgezeichnete Basis für solche neuen Herangehensweisen ans nachhaltige Bauen und Wohnen.

«Hier geht es um Vorstellungen des eigenen Wohnens, die man nicht mühsam in irgendeinen vorgegebenen Raster hineinzwingen muss, sondern für die man den nötigen Raum schaffen kann.»

Konzeptverfahren als Instrument: Diese Vielfalt der Innovationsansätze macht deutlich, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte eine Funktion im Wohnbausystem besitzen, die weit über die individuelle Befriedigung von Wohnbedürfnissen und den Nutzen für einen bestimmten Stadtteil hinausgeht – sie sind Pioniere des Wohnbaus, von denen andere lernen können. Wie kann aber nun eine Stadt dieses Pionierwesen fördern? Das geschieht in vielen deutschen Städten und auch in Wien durch Konzeptverfahren. Das Grundprinzip solcher Verfahren ist es, dass eine Stadt jene Grundstücke, die sie für den Wohnbau verkaufen will, nicht zum Höchstpreis anbietet, sondern den Preis fixiert und an jenes Projekt verkauft, dass das beste Konzept anbietet. Wesentliche Elemente eines solchen Konzeptes können, neben der gemeinschaftlichen Wohntypologie oder anderen innovativen Wohnformen, beispielsweise ein interessantes Nutzungsangebot von Gewerbe bis zu sozialen und kulturellen Einrichtungen oder eine besondere ökologische Ausführung oder außergewöhnliche architektonische Ansprüche sein. Die Vielfalt der oben genannten Ansätze zeigt das Spektrum des Möglichen, es gibt aber durchaus auch in so einem Verfahren bewertbare Elemente, die über das Genannte hinausgehen können. Konzeptverfahren erlauben nicht nur die Ausrichtung auf wünschenswerte städtebauliche Ansätze, sondern auch die Aktivierung von innovativen, bisher nicht bedachten Ideen für die Projektentwicklung. Manche Städte führen solche Verfahren offen für alle durch, beispielsweise die Konzeptverfahrens-Pionierstadt Tübingen, manche setzen mehrere parallele Verfahren ein, die jeweils für spezifische Zielgruppen offen sind, etwa für Baugemeinschaften, Genossenschaften und Bauträger wie in München. Die zentrale Idee dabei ist, dass Städte ihre Liegenschaften nicht primär einsetzen, um Einkünfte zu generieren, sondern als stadtentwicklungspolitisches und wohnungspolitisches Instrument. Und dabei können gemeinschaftliche Wohnprojekte helfen.

Robert Temel

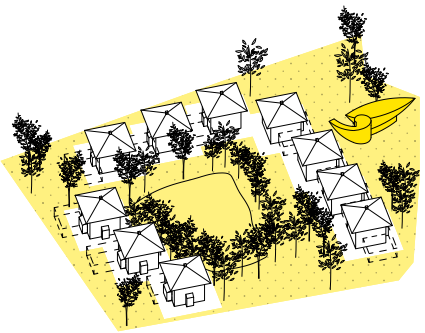
VIE
L

DAL

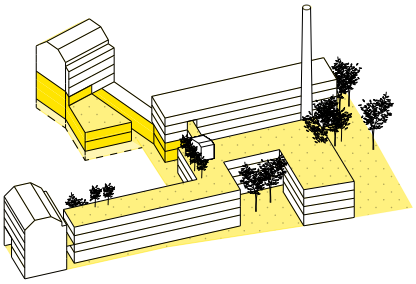
FAL

T

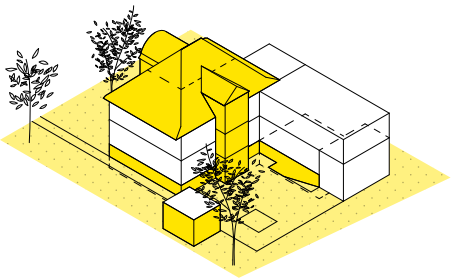
Kernhaussiedlung. 105



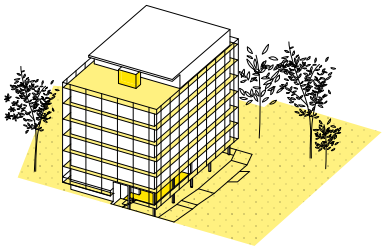
Sargfabrik. 107



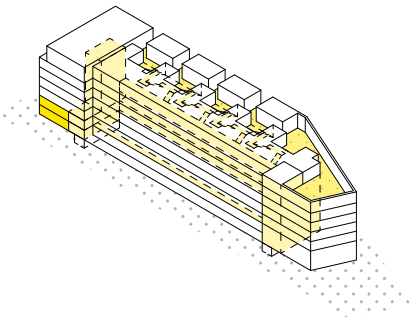
Wartstrasse. 113



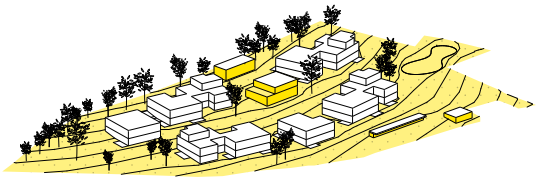
R50. 115



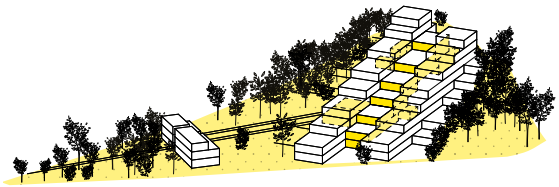
IBeB. 121



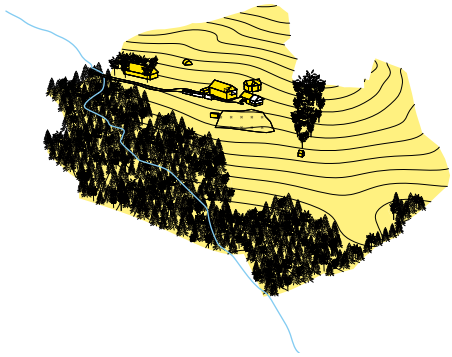
Brot Pressbaum. 123



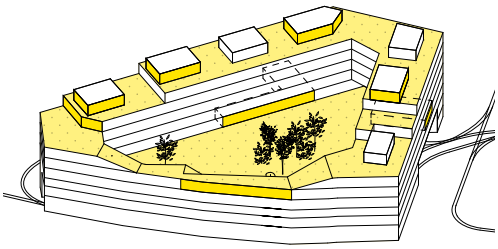
GuglMugl. 109



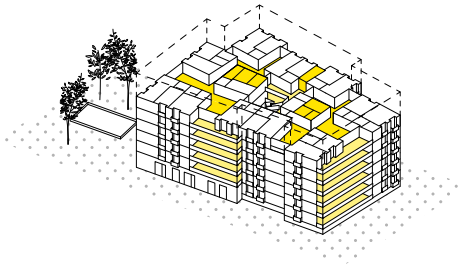
Wieserhoisl. 111



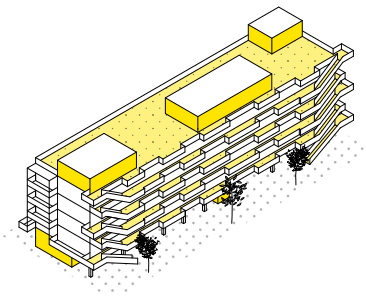
Kalkbreite. 117



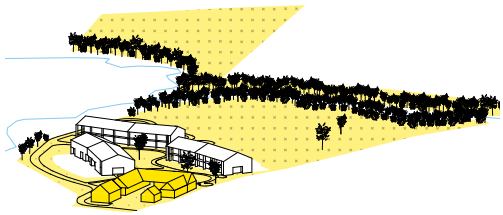
mehr als wohnen. 119



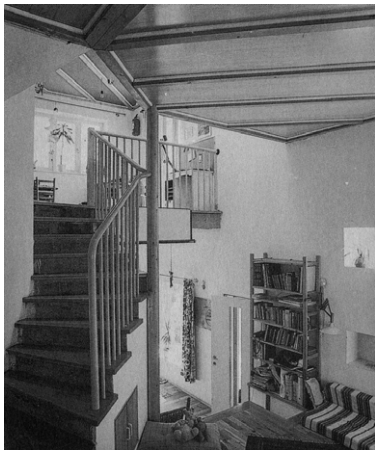
Gleis 21. 125



KooWo. 127



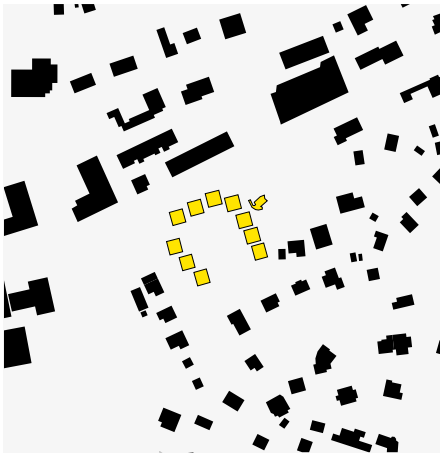
Die Kernhaussiedlung begann als Projektidee auf Initiative der Architekt*innen. Diese kauften das am Stadtrand von Graz entlang des Rettenbachs gelegene Grundstück mit bestehendem Teich und großzügigem Baumbestand. Ziel war es, darauf eine Siedlung zu errichten, die selbständiges und zugleich gemeinschaftliches Wohnen ermöglicht und fördert.
10 ökonomische, würfelartige Punkthäuser (7,5 x 7, x 7,5 m) wurden um den Teich, in den reichen Baumbestand eingebettet, angeordnet.



Die äußeren Abmessungen der Häuser sowie deren zentraler Heizturm mit Wendeltreppe, welcher als Kernelement der Hypokaustenheizung funktioniert, waren Vorgabe der Architekt*innen. Gestaltungsspielräume hatten die zukünftigen Bewohner*innen in Bezug auf die innere Organisation der Gebäude. Sie konnten zum Beispiel die Anordnung der Geschoßebenen, Zwischenwände und Fensteröffnungen frei wählen.

Die Kernhaussiedlung bietet einen starken Bezug zum Außenraum und eine offene, von Landschaft geprägte Wohnsituation. Die Bewohner*innen haben sich darauf geeinigt, nur 3,5 Meter rund um jedes der Häuser als individuellen Außenraum «gartenkonform» zu gestalten. Darüber hinaus entstehen durch das ebenfalls vereinbarte Zaunverbot fließende Grenzen zwischen den individuell-privaten Bereichen und dem gemeinschaftlichen Wildgarten.

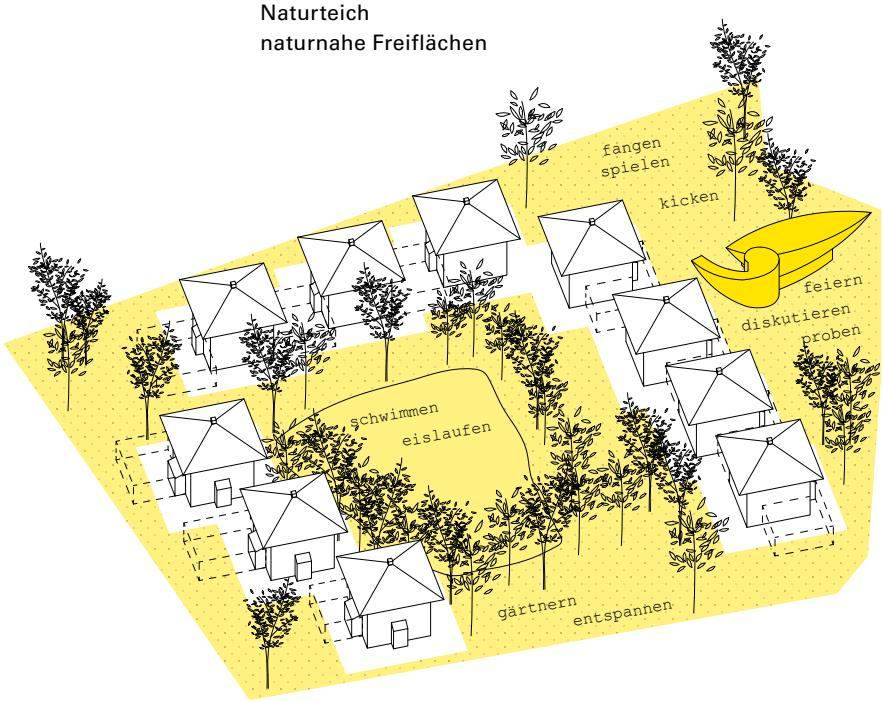
Fotografie: © Archiv Gruppe 3



Kernhaus-siedlung

Graz, 1984

Architektur	Gruppe 3 - Nikolaus Schuster, Herfried Peyker, Werner Nussmüller
Projektentstehung	Initiative der Architekten Werner & Ingeborg Nussmüller Bauträger: ÖWGS Strukturelles Grundkonzept als Basis Gestaltungspielraum für die Bewohner*innen Bauherrschaft vom eigens gegründeten Verein übernommen
Bewohner*innen	ca. 30
Einheiten	10 Häuser
Nutzungen	Wohnen
Zahlen & Fakten	10 x 225 m² BGF
Was wird geteilt	Gemeinschaftshaus (Multifunktionsräume) Naturteich naturnahe Freiflächen



Die anfangs geplante Revitalisierung der ehemals größten Sargtischlerei der K&K Monarchie scheiterte letztendlich am Einspruch der Anrainer*innen. Die realisierten Baukörper sind ihrer Form aber stark vom Bestand inspiriert. Nach einem über 10-jährigen Entwicklungsprozess bezog der Verein für Integrative Lebensgestaltung (VIL) 1996 die Sargfabrik im 14. Wiener Gemeindebezirk und ist seitdem Österreichs größtes selbstverwaltetes und selbstinitiiertes Wohnprojekt. Alle Wohnungen sind im Kollektiveigentum und werden gemietet. Es gibt Kleinwohnungen, Maisonettewohnungen und unterschiedliche Wohngemeinschaften.

An den großzügigen Erschließungszonen finden sich verteilt über die Sargfabrik verschiedene Gemeinschaftsnutzungen. Das Badehaus mit Sauna, Schwimmbädern und Massageraum wird von vielen Bewohner*innen des Quartiers besucht. Neben einer Werkstatt und eines Requisitenraums findet sich im Kellergeschoß auch das Kulturhaus, welches sich von September bis Juni wöchentlich für ein vielfältiges Musikangebot öffnet. Der 315 m² große Veranstaltungsbereich bietet Platz für Feste und Begegnungen aller Art.

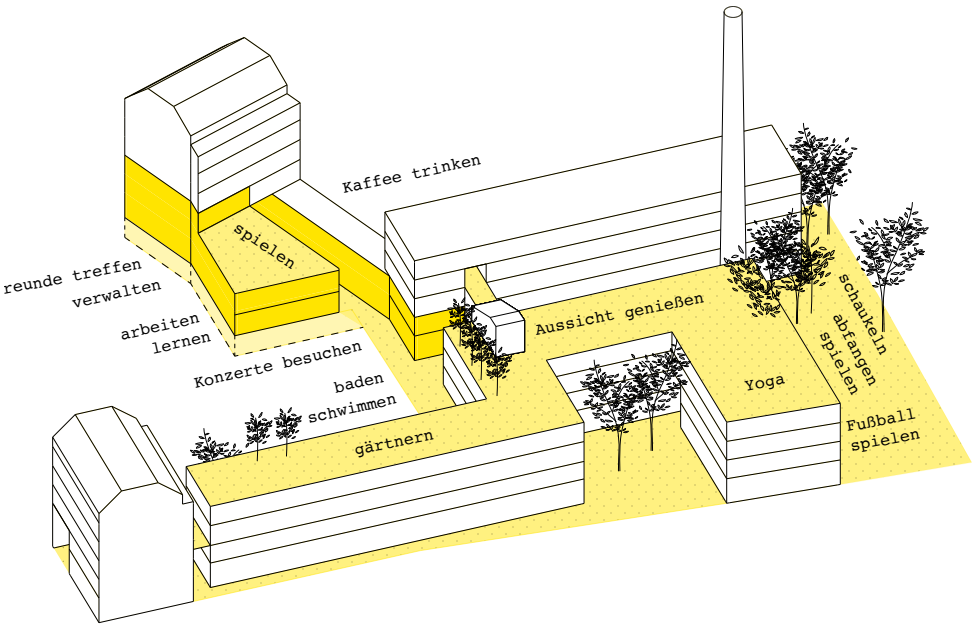
Die 60 Wohneinheiten sind auf mehrere Gebäude inmitten eines Wiener Gründerzeitblocks verteilt. Über ein Netzwerk aus Wegen, Plätzen und offenen Laubengängen gelangt man zu den Wohnungen. Aus der Struktur der alten Sargfabrik ergibt sich die Raumhöhe von 2,26 m für die zweigeschoßigen Nebenräume (Schlafzimmer, Bad, Küchen, Abstellräume). Der Wohn- und Essbereich hat dafür die doppelte Raumhöhe von fast 5,0 m.

Fotografie: © Seiß (1), Hurnaus (2,3)

Sargfabrik

Wien, 1996

Architektur	BKK-2
Projektentstehung	1986 Vision entwickelt Initiative des Vereins für Integrative Lebensgestaltung - VIL
Bewohner*innen	ca. 160
Einheiten	73
Nutzungen	Wohnen, Gewerbe, Kultur
Zahlen & Fakten	7.922 m² Nutzfläche
Was wird geteilt	Café, Seminarhaus, Badehaus, Kinderhaus, Kulturhaus, Seminarraum, Waschraum, Innenhöfe, Dachgarten



Der Architekt Fritz Matzinger ist besonders für seine Atriumhäuser «Les Palétuviers» bekannt, in denen sich die einzelnen Wohneinheiten um einen zentralen, gemeinschaftlich genutzten Hof gruppieren. Bei der Wohnanlage Gugl Mugl am Hang nördlich der Mugl am Rande des Zentrums von Linz, wurde diese Typologie adaptiert. Zwei parallele, abgetreppte Häuserreihen folgen dem Hangverlauf, das Atrium entsteht im länglichen Zwischenraum.

Die Eingangstüren zu allen Wohnungen liegen in dem länglich gestreckten, 500 m² großen Atrium. Der gemeinschaftlich genutzte Raum ist der Dorfplatz, wo die Kinder spielen und man seine Nachbar*innen zum Plaudern und Kaffee trinken trifft. Auf den unterschiedlichen Ebenen gibt es unter anderem eine Küche, ein Hallenbad mit Saunabereich und eine Bibliothek. Das Atrium ist ein großer, durchgehender Wintergarten, der nach Süden verglast ist.

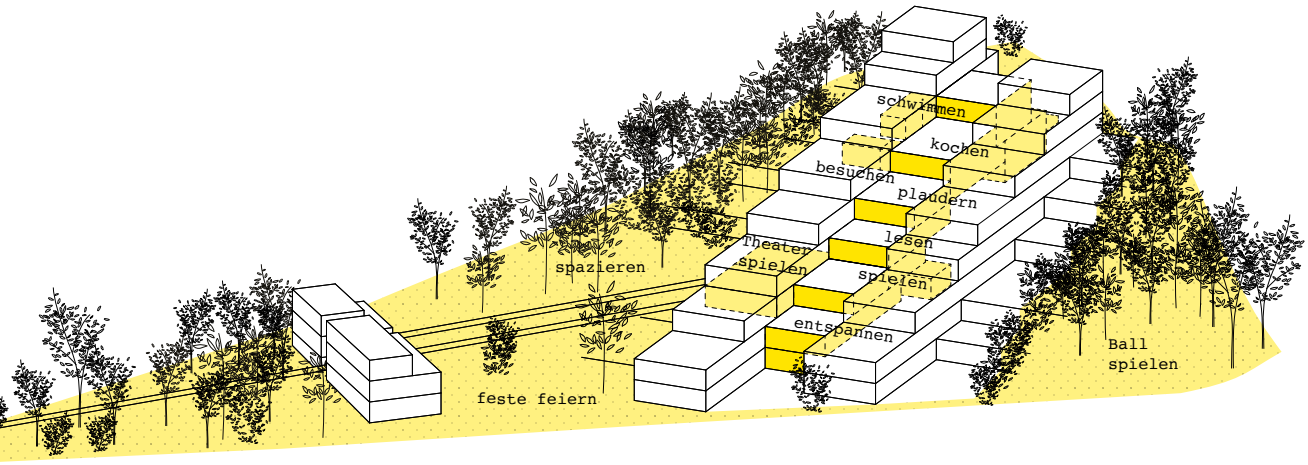
Jede der individuell geplanten mehrgeschoßigen Maisonetten verfügt über mindestens zwei private Außenbereiche. Es gibt Balkone, private Gärten und Terrassen am Dach des Nachbarhauses oder des Atriums, die bis zu 100 m² groß sind. Die Torhäuser, Spielplätze und die historischen Gebäudeteile im Untergeschoß komplettieren die Wohnanlage, die von Obst- und Gemüsegärten und reichem Baumbestand umgeben ist.

Bilder: © Seiß / Man (URBAN+)

Gugl Mugl

Linz, 2000

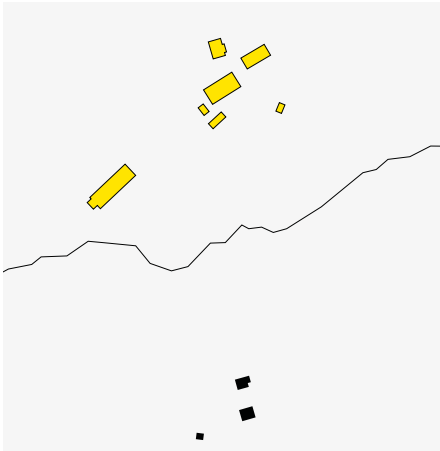
Architektur	Architekturbüro Matzinger
Projektentstehung	Initiative des Architekten Fritz Matzinger Bewohnerverein Gugl Mugl
Bewohner*innen	ca. 100
Einheiten	27 Arkadenhäuser 5 Torhäuser
Nutzungen	Wohnen
Zahlen & Fakten	5.450 m² BGF 3.680 m² Wohnen
Was wird geteilt	Schwimmbad, Sauna, Kochnische, Tiefgarage, Fahrradräume, Theater im Stollen, Weinstollen, Tropischer Garten, Gemüsegarten, Trampolinanlage, Volleyballplatz



Am Fuße der Koralm bei Deutschlandsberg auf 630 Höhenmeter befindet sich das Hofkollektiv Wieserhoisl. Heute leben acht Erwachsene mit drei Kindern, einem Hund, drei Katzen Hühnern, Enten und einer Herde Krainer Steinschafe am Hof.
Mit dem Baukollektiv Bausyndikat aus Deutschland wurde ein Glashaus für Jungpflanzen errichtet, sowie die Renovierung des 200 Jahre alten Bauernhauses zum Seminarhaus als Lehr- und Lernbaustelle umgesetzt.

Die Bewohner*innen des Wieserhoisls organisieren sich als ein Haushalt und leben in einer gemeinsamen Alltagsökonomie. Kurz nach Einzug wurde klar, man könne sich damit der Vision der gleichwertigen Wertschätzung von Subsistenzlandwirtschaft, Hausarbeit, Kinderbetreuung und Lohnarbeit am besten annähern. Alle Erträge kommen in einen gemeinsamen Einnahmentopf, mit dem alle kollektiven wie auch individuellen Bedürfnisse abgedeckt werden.

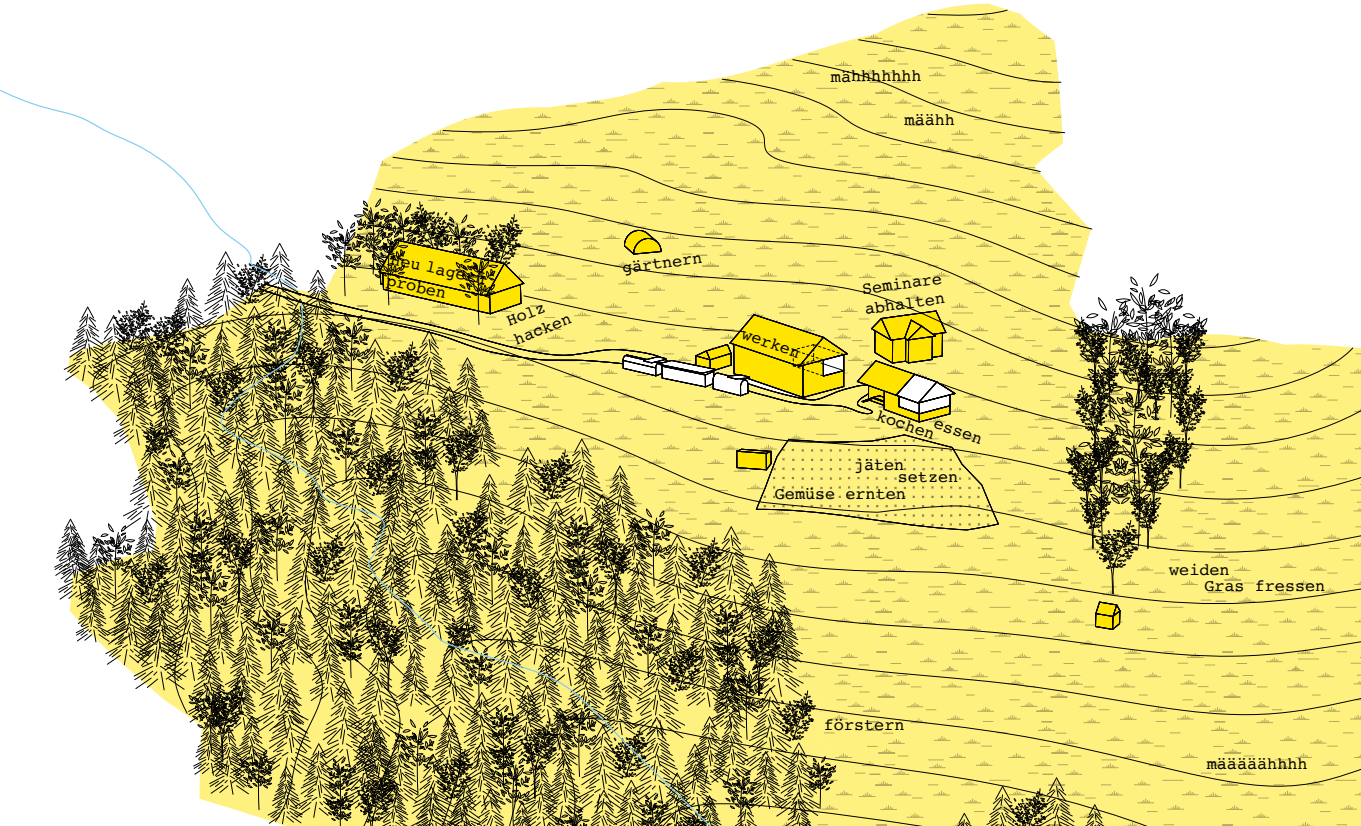
Das Zentrum des gemeinsamen Zuhauses ist die gemütliche Wohnküche im Hauptgeschoß des Wieserhoisls. Weiters befinden sich Wohnzimmer, Badezimmer, Toilette und individuelle Räume für vier Bewohner*innen im Haus. Die weiteren Bewohner*innen haben ihre Individualräume entweder in den umgebauten Waggons oder in der Scheune.



Wieserhoisl

Deutschlandsberg, 2006

Architektur	Adaptierung des Bestandes in Eigenleistung
Projektentstehung	2006 Initiative einer Gruppe von 6 Erwachsenen und 2 Kindern Grundstück gepachtet 2017 Renovierung Seminarhaus, gemeinsam mit dem Bausyndikat
Bewohner*innen	11
Einheiten	1
Nutzungen	Wohnen, Land- und Forstwirtschaft für den Eigenbedarf
Zahlen & Fakten	12 ha Grund, 3,4 ha Waldfläche
Was wird geteilt	Haushalt, Alltagsökonomie, Land, Gemeinschaftsküche, Werkstatt, Dachboden, Gemüsegarten, Autos



An der Wartstrasse, welche die Stadt Winterthur mit den Vororten verbindet, stehen eine Reihe Stadtvillen, Geschoßwohnbauten und Schrebergartensiedlungen. Hier haben sich zwei Familien zusammen ihren Wohntraum erfüllt. Jede Familie bewohnt ein Geschoß – Dach, Keller, Garten und Obstbäume werden geteilt.

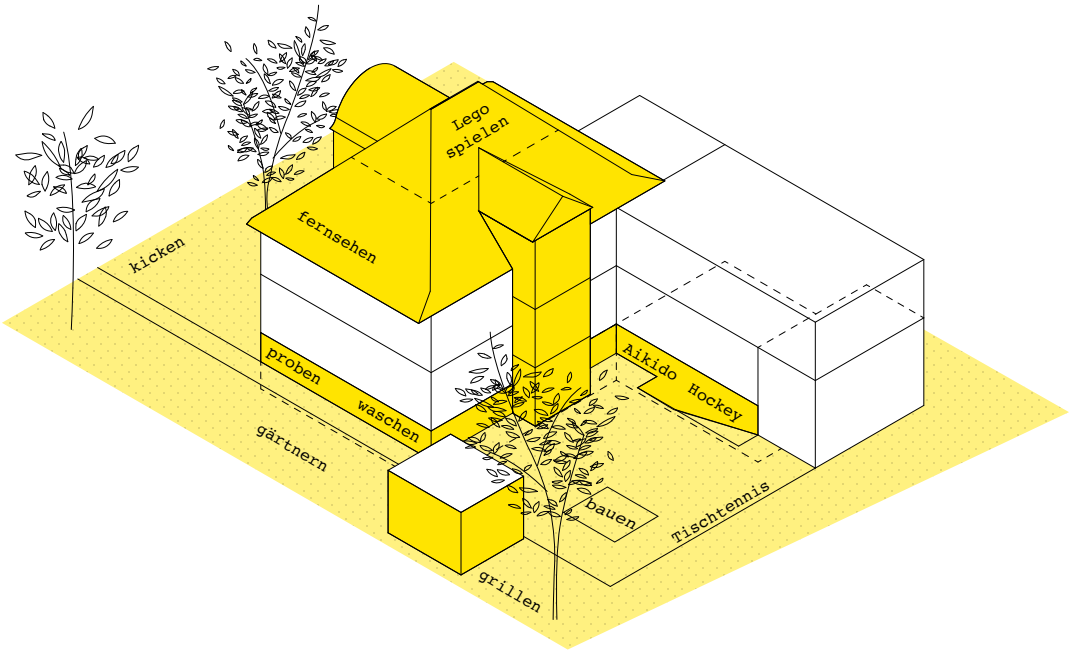
Das alte Stadthaus wurde um einen modernen schlichten Anbau ergänzt. Im Neubau befinden sich jeweils die Kinderzimmer, ein zusätzliches Bad und eine großzügige Terrasse. Unterhalb des Anbaus wurde spontan, aufgrund geringer Mehrkosten, noch ein zusätzlicher Keller errichtet. Dieser hat sich als Hockey- und Aikidotrainingstreffpunkt für die gesamte Nachbarschaft entwickelt.

Christa ist Bildhauerin. Im Erdgeschoß hat sie sich ihre Werkstatt eingerichtet, in der sie sich einerseits zum Arbeiten zurückziehen, aber auch Kurse abhalten kann. Bei schönem Wetter lässt sich die Werkstatt öffnen und in den Hof erweitern. Im Garten stehen Skulpturen im Gras.

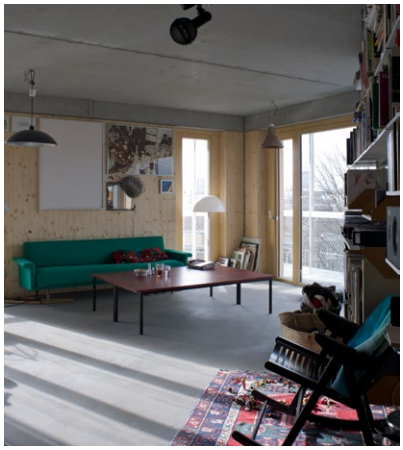
Wartstrasse

Winterthur, 2006

Architektur	Markus Jedele, Architekten-Kollektiv
Projektentstehung	Privater Hauskauf Zwei befreundete Familien Renovierung & Anbau
Bewohner*innen	9
Einheiten	2
Nutzungen	Wohnen, Werkstatt
Zahlen & Fakten	450 m² BGF
Was wird geteilt	Bandraum, Hockeykeller, Garten, Baumhaus, Werkstatt, Dachboden, Spiel- und Gästezimmer



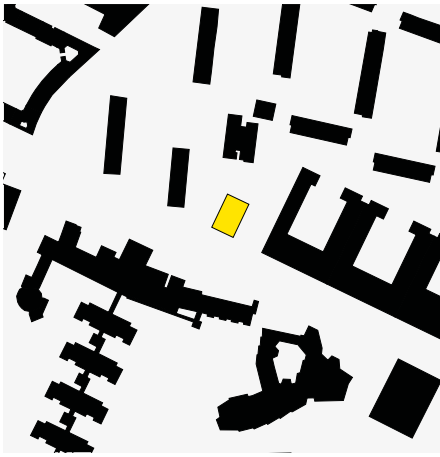
Im leicht abgesenkten Souterrain-Geschoß wurde nach mehreren Abstimmungsrunden der zweigeschoßige Gemeinschaftsraum der Hausgemeinschaft situiert. «Die gemeinsame Entwicklung des Raums war die ausgiebigste Diskussion in der gesamten konzeptionellen Phase», meint ein Bewohner. Darum waren alle zukünftigen Bewohner*innen sehr glücklich, als dort die lange Tafel für das gemeinsame Fest zur Fertigstellung des Rohbaus zum ersten Mal aufgebaut wurde. Der flexible Raum verbindet das Haus mit der Straße und steht Nachbarschaftsinitiativen und anderen gemeinnützigen Veranstaltungen zur Verfügung.



Getragen von dem Anspruch der Bewohner*innen, gemeinsam und kostengünstig zu bauen, entstand in der Ritterstraße 50 ein kompaktes Wohnhaus mit sechs Vollgeschoßen, einem Souterrain- und einem Dachgeschoß. Alle Etagen sind von geschoßumlaufenden Balkonen umgeben, welche die flexible Positionierung der Fenstertüren bei der individuellen Grundrissbildung ermöglichen und so die Wohnungen zum Außenraum erweitern.

Durch die auf das Wesentliche beschränkte Stahlbetonskelett-Bauweise konnten zwischen aussteifendem Erschließungskern und fassadenbegleitender Stützenreihe nicht nur die Wohnungsgrößen, sondern insbesondere auch die Raumaufteilungen in den einzelnen Wohnungen individuell entwickelt und angepasst werden.

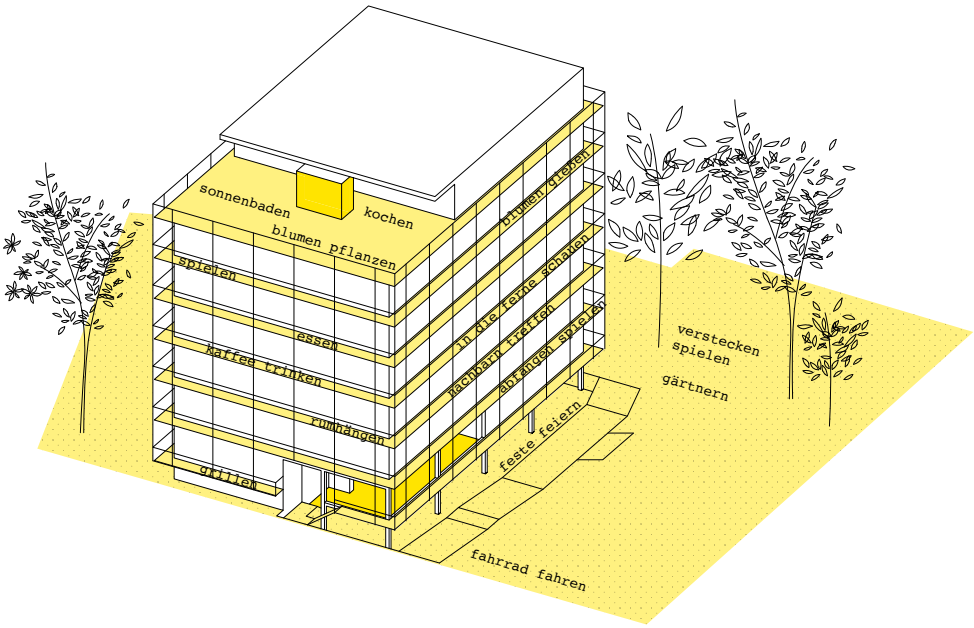
Fotografie: © Jagenburg (1), Alberts (2,3)



R50

Berlin, 2013

Architektur	ifau und Jesko Fezer, Heide & von Beckerath
Projektentstehung	Baugruppenprojekt auf Initiative der Architekturbüros Grundstückvergabe im konzeptgebundenen Festpreisverfahren vom Liegenschaftsfonds Berlin (heute Berliner Immobilien-Management)
Bewohner*innen	ca. 52
Einheiten	19
Nutzungen	Wohnen, Multifunktionsraum
Zahlen & Fakten	2.780 m² BGF
Was wird geteilt	Gemeinschaftsraum, umlaufende Balkone, Dachgarten mit Sommerküche, Werkstatt und Waschküche

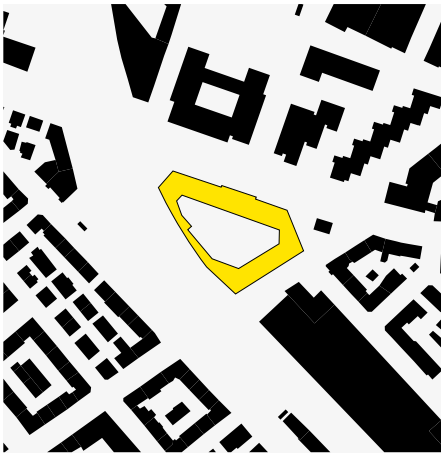


Der sonnige Hof auf dem Dach der Remise ist das Herzstück des Hauses. Hier laden Sitzgelegenheiten im Grünen und ein liebevoll gestalteter Spielplatz zum Verweilen ein. Haupteingang, Caféteria und Gemeinschaftsküche sind zum Hof ausgerichtet, weswegen er zum ständigen Begegnungsort wird. Über breite Treppen und Sitzstufen gelangt man auf die weitläufige Dachlandschaft, wo Sauna, Gemeinschaftsküche und Dachgarten einen beeindruckenden Blick über die Gleise und das Quartier bieten.

Die Kalkbreite fördert bewusst neue Wohnformen: Kleinwohnungen sind zu Clustern mit großem Gemeinschaftsraum und Küche gruppiert, es gibt einen Großhaushalt mit 20 Wohnungen und 50 Bewohner*innen und verschiedene Großwohnungen bieten sich für Wohnen in Gruppen an. Ein Ziel der Genossenschaft war es, durch effiziente Flächennutzung, die Quadratmeter pro Bewohner zu reduzieren. Die Fläche pro Person liegt bei 32.6 m², der Schweizer Durchschnitt bei 45 m².

In das bunte Stadthaus sind unter anderem ein Bioladen, ein Restaurant, ein Kino und ein Möbelladen mit Café eingezogen und beleben das ganze Quartier. In den Gastgärten und Läden an der Badenerstrasse neben der Tramhaltestelle herrscht ein reges Treiben. Von hier aus führt eine breite, tunnelartige Treppe neun Meter hinauf zum Innenhof der Kalkbreite.

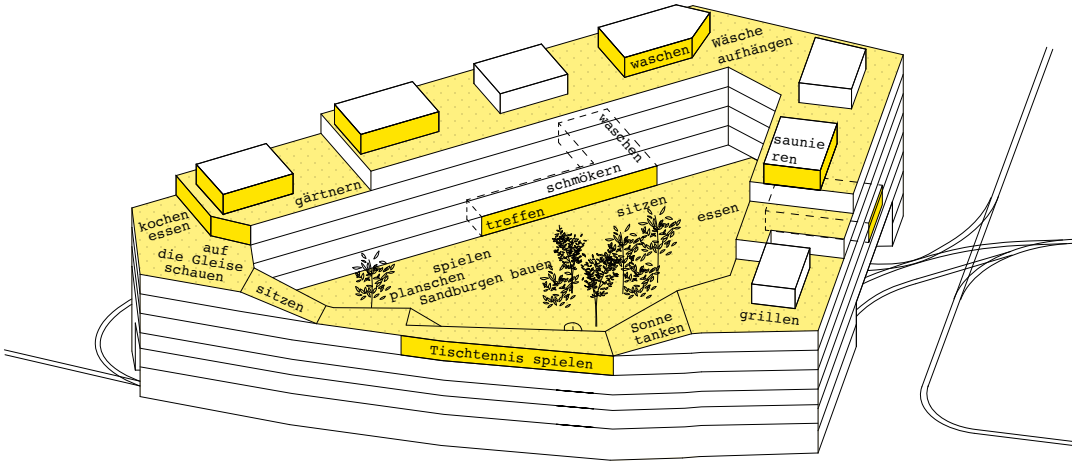
Fotografie: © Stollenwerk (2,3)



Kalkbreite

Zürich, 2014

Architektur	Müller Sigrist Architekten
Projektentstehung	2006 Vision 2009 Architekturwettbewerb Auslober: Genossenschaft Kalkbreite und Stadt Zürich
Bewohner*innen	250
Einheiten	97 Wohneinheiten in 55 Wohnungen
Nutzungen	Wohnen, Gewerbe, Kino, Remise
Zahlen & Fakten	7.811 m² Nutzfläche Wohnen, 631 m² Gemeinschaft 4.784 m² Gewerbe und Kultur Dach- und Terrassenflächen: 5.292 m²
Was wird geteilt	Dachflächen, Fahrradkeller, Sauna, Waschküchen, Bibliothek, Gemeinschaftsküchen, Spielplatz



Die dreizehn Baukörper am Hunziker-Areal bilden ein System von Wegen, Plätzen und Freiräumen mit stark städtischem Charakter aus. Das öffentliche Leben des Quartiers spielt sich in dem Raum ab, der zwischen den Gebäuden entsteht.
Das Wechselspiel zwischen privatem Raum auf der einen, und dem vielfältigen gemeinschaftlichen Leben auf der anderen Seite, spiegelt sich auch in der Idee von Haus A wieder.

Im Haus A gibt es elf Clusterwohnungen, eine Art moderne Wohngemeinschaften mit Gemeinschaftsflächen und privaten Wohnungs-Satelliten. Die individuellen Satelliten sind auf das Wesentliche reduziert, jeweils nur mit einem kleinen Bad und Teeküche ausgestattet, um die Gemeinschaftsräume so großzügig wie möglich gestalten zu können. Analog zum Quartier entstehen zwischen den Volumen Räume, Nischen und Plätze, wo sich das gemeinsame Leben abspielt.

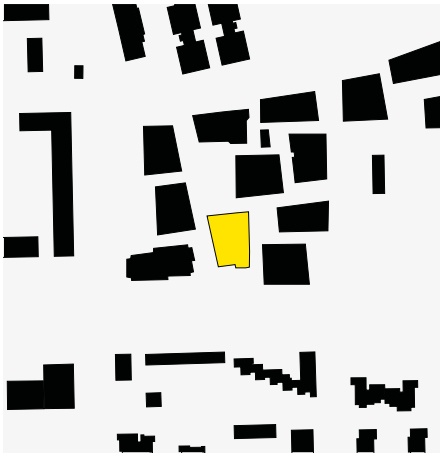
Das Herzstück der Wohnung ist die 46 m² große Küche mit großer Fensterfront und Kücheninsel in der Raummitte. Hier wird gemeinsam, aber manchmal auch nur für sich, Frühstück, Mittag- und Abendessen zubereitet. Beim Heimkommen kann man vom Treppenhaus einen Blick in die erleuchteten Küchen der Nachbarwohnungen werfen und schauen, was der Nachbar heute gekocht hat.

Fotografie: © Marburg (1,2), Duplex Architekten (3)

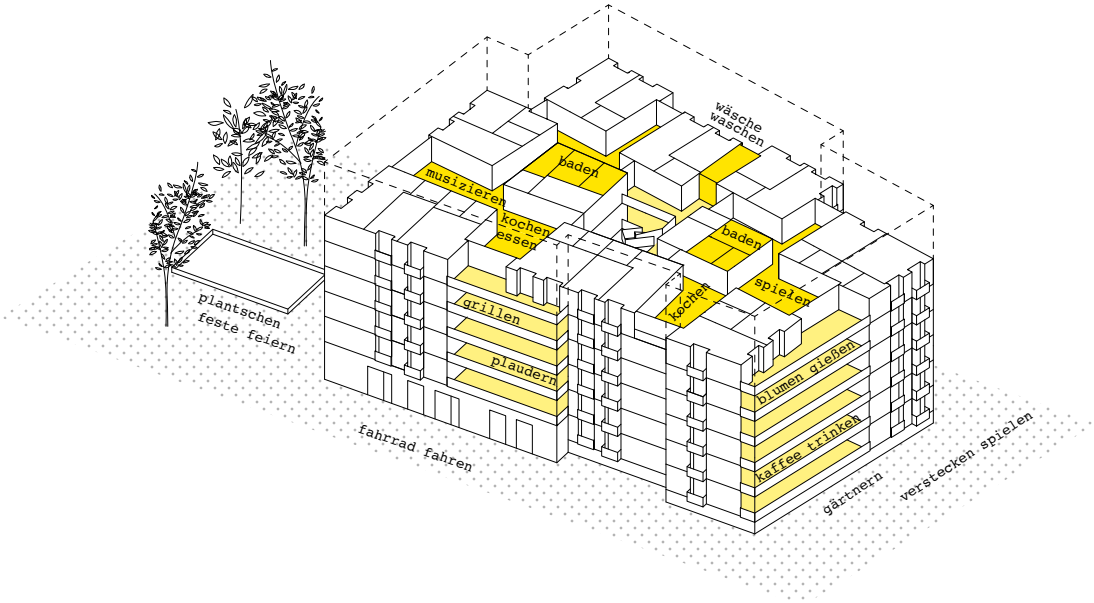
mehr als wohnen

HAUS A

Zürich, 2015



Städtebau	Duplex Architekten, Futurafrosch
Architektur	Duplex Architekten
Projektentstehung	Genossenschaft mehr als wohnen 2009 Architekturwettbewerb Grundstück im Baurecht der Stadt Zürich
Bewohner*innen	ca. 95
Einheiten	11 Clusterwohnungen
Nutzungen	Wohnen, Ateliers und Galerie
Zahlen & Fakten	3.937 m² (Wohnen) / 415 m² (Gewerbe) BGF
Was wird geteilt	Wohnküche, Wohnraum, Balkon, Badezimmer mit Badewanne, Gästezimmer, Waschküche

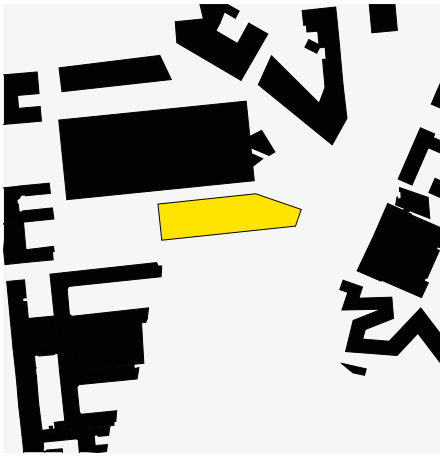


Das Integrative Bauprojekt am ehemaligen Blumengroßmarkt (IBeB) verschränkt Wohnen und Arbeiten über flexibel schaltbare Nutzungseinheiten. Ein wesentliches Ziel des Entwicklungskonzeptes für das Gebäude war eine möglichst hohe Vielfalt und Durchmischung der Bewohner- und Nutzungsstruktur. Im Zeitraum zwischen 2013 und 2018 wurde die Vision zur Realität. Hierzu haben sich die zukünftigen Bewohner*innen in über 60 Gesellschafterversammlungen und individuellen Beratungen mit den Architekt*innen getroffen, um zu besprechen, wie sie sich ihr gemeinsames Zuhause vorstellen. Entstanden ist dabei «ein Haus wie ein Stück Stadt», wie es Susanne Heiß, Architektin bei ifau, schön beschreibt.

Die siebzehn Ateliers und drei Gewerbeeinheiten wurden als Rohlinge konzipiert, um im individuellen Ausbau durch die Nutzer unterschiedliche Anforderungen zu erfüllen. Sie stehen vor allem Künstler*innen und Kulturschaffenden zur Verfügung.

Die Straße des Hauses, der Erschließungsgang im ersten Stock, ist breit und durch die anschließenden Lichthöfe dringt Tageslicht in das Innere. Lange Sitzbänke entlang dieser «rue intérieure» laden zum Verweilen ein. Hier spielen die Kinder und man plaudert mit den Nachbar*innen. Die Straße ist der Raum, der das Leben durch das Haus trägt.

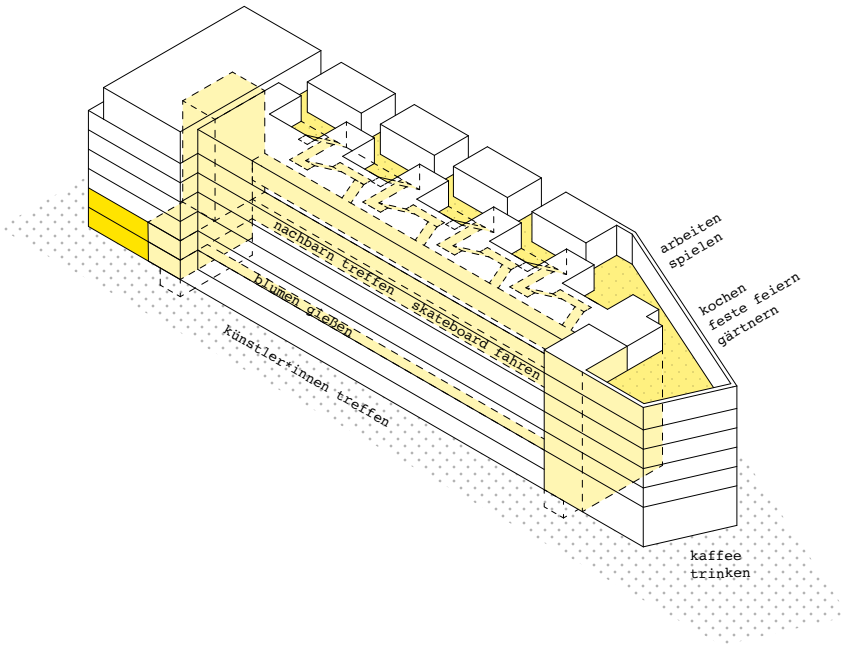
Fotografie: © Alberts



IBeB

Berlin, 2018

Architektur	ifau, Heide & von Beckerath
Projektentstehung	Baugruppenprojekt auf Initiative der Architekturbüros und der Selbstbaugenossenschaft Berlin e.G Grundstückvergabe im konzeptgebundenen Festpreisverfahren vom Liegenschaftsfonds Berlin Eigentümer: IBeB GbR (Selbstbaugenossenschaft Berlin eG | Ev. Gemeindeverein der Gehörlosen in Berlin e.V. | Privatpersonen)
Bewohner*innen	ca. 180
Einheiten	66 Wohneinheiten, 17 Ateliereinheiten, 3 Gewerbeeinheiten
Nutzungen	Wohnen, Ateliers, Gewerbe
Zahlen & Fakten	12.264 m² BGF
Was wird geteilt	Fahrradwerkstatt, Gemeinschaftsräume, Dachgarten, Waschküche, innere Erschließungsstraße mit begrünten Lichthöfen, flexibel nutzbare Fahrradabstellräume



Das Projekt befindet sich auf einem nach Osten geneigten Grundstück in der Peripherie der niederösterreichischen Gemeinde Pressbaum nahe Wien. Das neue Dorf besteht aus elf zwei- und dreigeschoßigen Baukörpern, die sich in zwei Reihen entlang der Hangneigung um einen zentralen Dorfplatz gruppieren. Durch das Versetzen der Baukörper entstanden kleine Höfe, die sowohl den Blick auf den Dorfplatz, als auch in die reizvolle Landschaft freigeben.

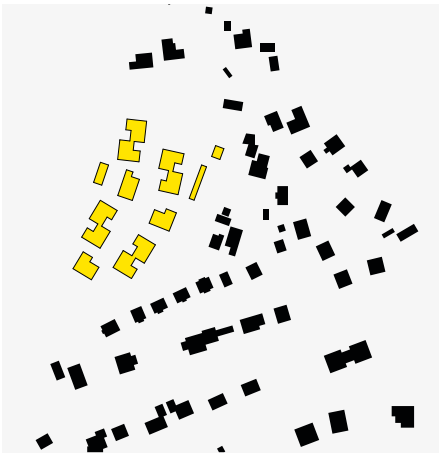
Die Wohnungstypen entwickelte die Baugruppe gemeinsam mit den Architekt*innen. Die Ergebnisse der gemeinsamen Diskussionen verdichteten sich zu einem Fundus von Wünschen, Kriterien, Abwägungen, Vor- und Nachteilen, auf welche im Planungsprozess zurückgegriffen wurde. In Einzelgesprächen wurden schließlich die Wohnungsgrundrisse entsprechend den individuellen Bedürfnissen angepasst.

Baumaterialien, Oberflächen und Ausstattung hat die Gruppe gemeinsam ausgewählt: die Entscheidung fiel für eine Holzleichtbauweise mit Zellulosedämmung und sichtbaren Massivholzdecken. Der Baugruppe war es außerdem von Beginn an ein Anliegen, 10% der Gesamtwohnfläche gemeinschaftlich zu nutzen. Die rund hundert Bewohner sind demographisch gut durchmischt: neben Jungfamilien finden sich Paare und Singles unterschiedlichen Alters. Eine der Wohnungen wird von der Gemeinschaft für eine Flüchtlingsfamilie bereitgestellt und finanziert.

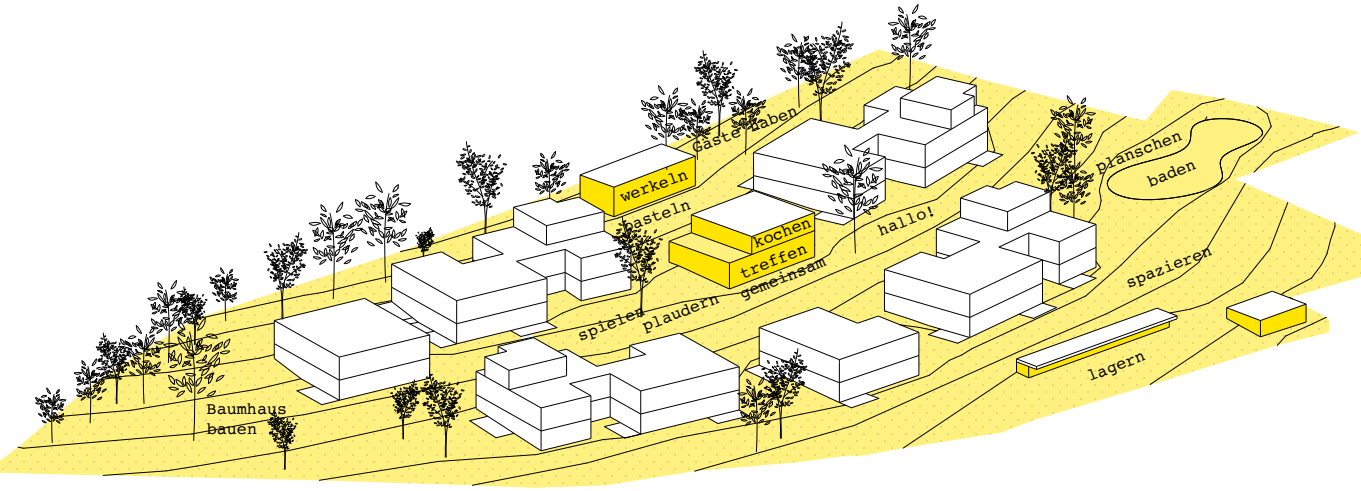
Fotografie: © Hoerbst

BROT Pressbaum

Pressbaum, 2018

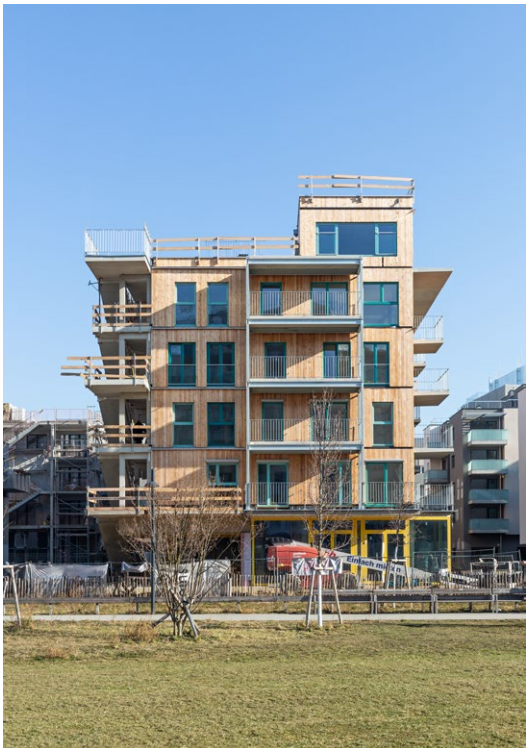


Architektur	nonconform zt gmbh
Projektentstehung	Verein Gemeinschaft B.R.O.T. – Pressbaum B.R.O.T. hat seit den 1980ern zahlreiche partizipative Wohnprojekte realisiert: projektspezifische Vereine mit Mitgliedern der jeweiligen Baugruppen 2014 direkt an nonconform herangetreten
Bewohner*innen	ca. 100
Einheiten	22
Nutzungen	Wohnen
Zahlen & Fakten	4.795 m² BGF
Was wird geteilt	Veranstaltungsraum, Gemeinschaftsküche, Aufenthaltsräume, unbefestigte Außenräume, Gästewohnung, Werkstätten, Haustechnik, Elektroautos



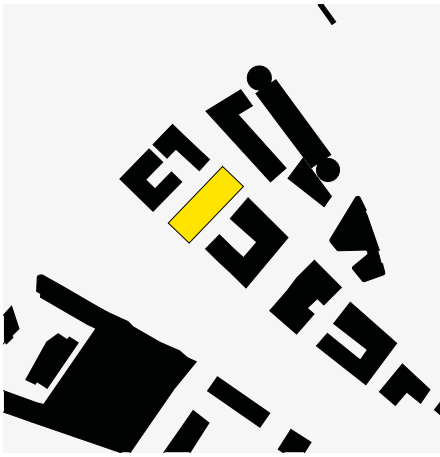
Der Laubengang erschließt alle Wohnungen des Hauses und dient den Bewohner*innen als Begegnungszone. Durch die Einschnitte in die Balkone ist auch eine vertikale Kommunikation möglich. Die Fassade wird in Zukunft begrünt werden. Das Dach, als der schönste Ort im Haus, wird von allen Gleisler*innen geteilt. Hier gibt es einen Dachgarten, eine Sauna und eine Gemeinschaftsküche.

Die Nutzungen im Erdgeschoß sollen dem Miteinander im «Grätzel» dienen: es gibt einen Multifunktionsraum, welcher als Bühne, Kino und Seminarraum genutzt werden kann, eine Medienwerkstatt, in der Weiterbildung und Sprachkurse angeboten werden, und eine Gastronomie am Helmut-Zilk-Park.



Im neu entstehenden Sonnwendviertel südlich des neuen Hauptbahnhofs wurde ein Bewerbungsverfahren für Grundstücke für Baugruppen ausgeschrieben, bei welchem Gleis 21 als Sieger hervorging.
Hier ein Blick auf die Baustelle – der entstehende Stahlbetonskelettbau mit vorfabrizierten Holzfassaden ist energieeffizient im Bau und Betrieb. Das Haus wird im Sommer 2019 zum Einzug bereit sein.

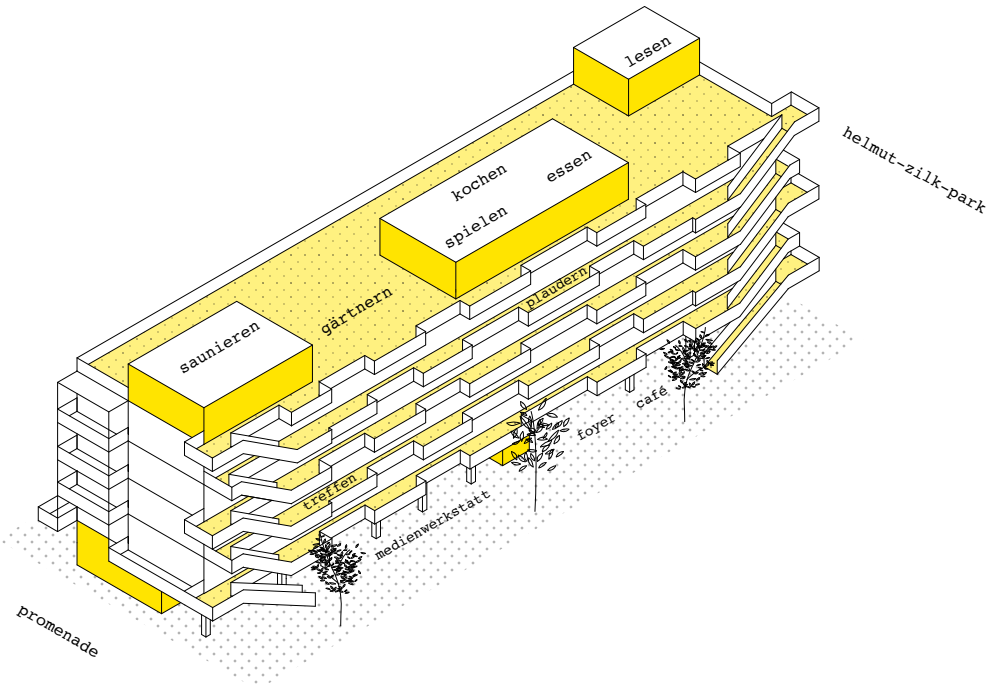
Bilder: © einszueins architektur (1), Sebesta (2,3)



Gleis 21

Wien, 2019

Architektur	einszueins architektur
Projektentstehung	Baugruppenauswahlverfahren 2015
Bewohner*innen	ca. 50 Erwachsene und 20 Kinder
Einheiten	34 Wohneinheiten 4 Gewerbeeinheiten
Nutzungen	Multifunktionsraum, Medienwerkstatt, Gastronomie
Zahlen & Fakten	4.000 m² BGF
Was wird geteilt	Gemeinschaftsküche, Bibliothek, Sauna, Dachgarten, Flexeinheiten, Sommerküche

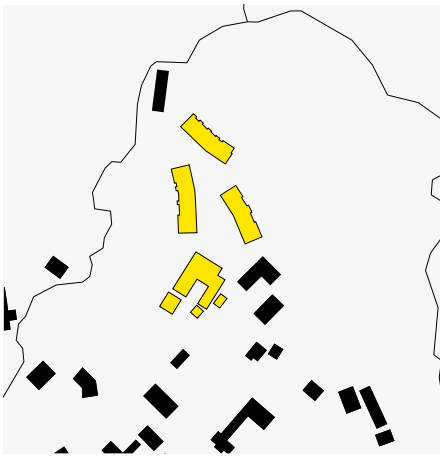


Zwischen der Rückseite des Dreikanthofes und den drei neu errichteten Wohngebäuden entsteht der längliche Dorfplatz, an dem die halböffentlichen Zugänge zu den Wohnungen liegen. Vor den Eingängen liegt eine 2,2 Meter breite Ausbauzone, die von den Bewohner*innen in Eigenleistung ausgebaut wird. An der dem Dorfplatz abgewandten Seite der Wohngebäude befinden sich private Außenbereiche.

Im Dreikanthof liegt die großzügige Gemeinschaftsküche mit einem gemeinsamen Essbereich. Hier befinden sich auch die meisten anderen Gemeinschaftsräume, wie der Mehrzwecksaal, die Bibliothek, Gästezimmer, Spielzimmer, Werkstätten, Lagerräume für die landwirtschaftlichen Produkte, ein Matratzenlager und viele mehr.

Jung und Alt, Alleinstehende, Paare und Familien werden hier in Zukunft gemeinsam, ökologisch und energieeffizient wohnen und sich teilweise mit Lebensmitteln und Energie selbst versorgen. Direkt an die Wohngebäude schließen die landwirtschaftlichen Flächen an.

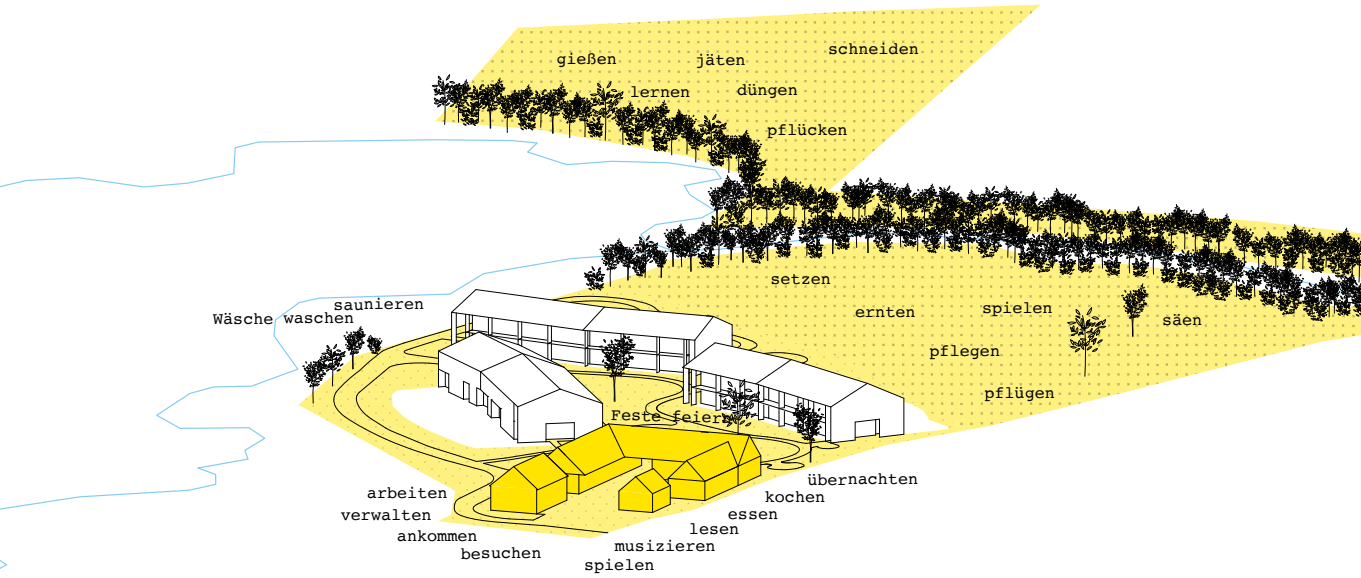
Rendering: © Schwarz-Platzer Architekten



KooWo

Volkersdorf, 2019

Architektur	Schwarz-Platzer Architekten
Projektentstehung	Miteinanderwohnprojekt auf Initiative des Architekten Realisierung gemeinsam mit der Wohnprojekte Genossenschaft WoGen FFG-Förderung des Energiekonzepts «Stadt der Zukunft»
Bewohner*innen	ca. 50 Erwachsene und 30 Kinder
Einheiten	28
Nutzungen	Wohnen, Landwirtschaft für den Eigenbedarf
Zahlen & Fakten	2.100 m² Nutzfläche Wohnen 600 m² Gemeinschaft
Was wird geteilt	Gemeinschaftsküche, Multifunktionsraum, Holz- und Metallwerkstatt, Sauna, Gästezimmer, Matratzenlager, Co-Working Arbeitsplätze, Musikraum



Danke.

Es sind die reichhaltigen Geschichten, die geschrieben werden, wenn Menschen *gemeinsam wohnen gestalten*, die dieses Buch ermöglichten. Erzählt haben diese die Workshopteilnehmer*innen, die vortragenden Architekt*innen und Baugruppenmitglieder, sowie alle an der wohnlabor Themenwoche Beteiligten. Aaron Scheer, Andrea Jany, Christoph Schmidt, Eugen Gross, Helene Romakin, Manfred Omahna und Robert Temel haben das Buch durch Textbeiträge bereichert. Ihnen allen gebührt großer Dank für das Vertrauen und Engagement, ihre Geschichten und ihr Wissen mit uns zu teilen.

Darüber hinaus ganz besonders danken möchten wir Aaron Scheer, Mak Pavelic und Matthias Wild. Ihr Interesse und die tägliche Bereitschaft zur Improvisation während des Workshops hat das Gelingen der wohnlabor Themenwoche erst ermöglicht.

Dass nicht nur Wohnen, sondern auch Arbeiten Raum braucht ist allgemein bekannt. In diesem Sinne gilt unser Dank dem *Haus der Architektur* und dem *Hotel Pavillon* für die Gastfreundschaft und das Vertrauen in unser Vorhaben von der ersten Minute an.

Diese Publikation, sowie die wohnlabor Themenwoche, wären nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung des *Architektursommer Graz*, des Kulturamts der Stadt Graz, des Lebensressorts Steiermark, der Architekturfakultät der TU Graz und der *ÖH Österreichische HochschülerInnenschaft*. Des Weiteren freuen wir uns über die Förderungen durch das *Lendhotel*, *Sonne-Licht-Schatten* und *BuchDrucker*.

Vielen Dank für das große Interesse und die zahlreichen Unterstützungen unseres Crowdfundings «wohnlabor: das buch», welche uns die nötige Motivation gegeben haben, unser erstes Buchprojekt zu realisieren. Besonderer Dank gilt *Duplex Architekten*, Barbara Herz, Liesel Hirschberg, Urs Hirschberg und Traudel Saurenmann für ihre großzügige Unterstützung. We made it!

Die großzügige Unterstützung in Form von zahlreichen unbezahlten Arbeitsstunden hat das Buch in dieser Form erst ermöglicht. Christine Moser, Eva Ruderer-Paula und Franzi Jäger haben den inhaltlichen und sprachlichen Überblick bewahrt, dafür möchten wir uns herzlich bedanken. Ein weiterer Dank geht an Lukas Gschweitl für seine konstruktive Kritik zum Crowdfunding von «wohnlabor: das buch», Clarissa Lim Kye Lee für ihre Zeichnungen und Eva Herunter und Daniel Thaller für die vielen beratenden Gespräche.

Bildnachweise

© Andrew Alberts: 114, 120

© Anne Kaestle, Dan Schürch und Levente Paal: 72

© Archiv Gruppe 3: 104

© Astrid Nippoldt: 40

© Bildrecht Wien: 90

© Christopher Roth: 43

© Clemens Krauss: 42

© Duplex Architekten: 118

© einszueins architektur: 124

© Graw Böckler: 38

© Hertha Hurnaus: 106

© Johannes Marburg, Genf: 118

© Kurt Hoerbst: 122

© Luiza Puiu: 75

© Falco Seliger: 41

© Martin Stollenwerk: 116

© Paul Sebesta: 124

© Reinhard Seiß: 106

© Reinhard Seiß / David Man (URBAN+): 108

© Schwarz-Platzer Architekten: 126

© Steffen Jagenburg: 114

© wohnlabor: 10, 14, 15, 20, 21, 22, 24, 26, 27, 34, 50, 54, 55, 56, 68, 70, 71, 77, 86, 88, 89, 93, 110, 112, 116, 126, sowie alle Diagramme, Liniengrafiken und Darstellungen der 12 Wohnprojekte

Copyright

Wo nicht anders vermerkt, liegen die Rechte für die Bilder und Texte bei den Autor*innen. Das wohnlabor behält sich alle Rechte, einschließlich der Übersetzung und fotomechanischen Wiedergabe, vor. Das wohnlabor hat sich bemüht, alle Rechtsinhaber*innen der verwendeten Abbildungen ausfindig zu machen. Personen und Institutionen, die möglicherweise Rechte an verwendeten Abbildungen beanspruchen, werden gebeten sich mit dem wohnlabor in Verbindung zu setzen.

Diese Veröffentlichung ist unter der CC-Lizenz CC BY NC SA lizenziert. Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Share Alike 4.0 International: https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/legalcode.de

Workshop

Organisation

Anna Jäger, Jomo Ruderer, Julia Fröhlich, Martin Röck, Matthias Prosekar, Rebekka Hirschberg

Umsetzung

Aaron Scheer, Anna Jäger, Jomo Ruderer, Julia Fröhlich, Mak Pavelic, Martin Röck, Matthias Prosekar, Matthias Wild, Rebekka Hirschberg

Publikation

Herausgeber
wohnlabor: Verein zur Förderung des öffentlichen Diskurses zum Thema Wohnen
studio@wohnlabor.at
www.wohnlabor.at

Projektleitung
Rebekka Hirschberg

Redaktion
Anna Jäger, Jomo Ruderer, Rebekka Hirschberg

Buchgestaltung, Grafik & Satz
Julia Fröhlich

Konzept & Finanzierung
Anna Jäger, Rebekka Hirschberg

Lektorat
Christine Moser, Eva Ruderer-Paula, Franzi Jäger

Autor*innen für das wohnlabor
Anna Jäger AJ, Jomo Ruderer JR, Martin Röck MR, Rebekka Hirschberg RH, Matthias Wild MW

Axonometrien Wohnprojekte
Anna Jäger, Jomo Ruderer, Mak Pavelic, Martin Röck, Matthias Prosekar, Matthias Wild, Rebekka Hirschberg

Verlag
Druckversion 2019: Haus der Architektur Graz
Digitalversion 2022: wohnlabor.at
© wohnlabor. Graz, 2019

Zitation
wohnlabor (Rebekka Hirschberg, Anna Jäger, Jomo Ruderer, Julia Fröhlich, Matthias Prosekar, Martin Röck), wohnlabor - gemeinsam wohnen gestalten, 2019 (2022), HDA Verlag, ISBN: 978-3901174865, DOI: https://doi.org/10.5281/zenodo.5834906.

Wie sieht es aus, wenn Menschen gemeinsam wohnen gestalten? Wenn der Wohnraum nicht an der Wohnungstür aufhört?

Im Rahmen des Architektursommers 2018 hat das wohnlabor zusammen mit Workshopteilnehmer*innen und Expert*innen geforscht, wie planen, bauen und leben in Gemeinschaft gelingen kann. Denn: Wohnen ist eine Aufgabe für alle. Das Buch bildet die Vielfältigkeit kollektiver Wohnformen ab und ruft dazu auf, die Gestaltung unserer Wohn- und Lebensräume gemeinsam in die Hand zu nehmen. Zusammen – unsere unterschiedlichen Stärken gebündelt – können wir Orte schaffen, die schön, sozial, ökologisch, ökonomisch, vielseitig und lebenswert sind.

HDA
HAUS DER ARCHITEKTUR

ISBN 978-3-901174-86-5